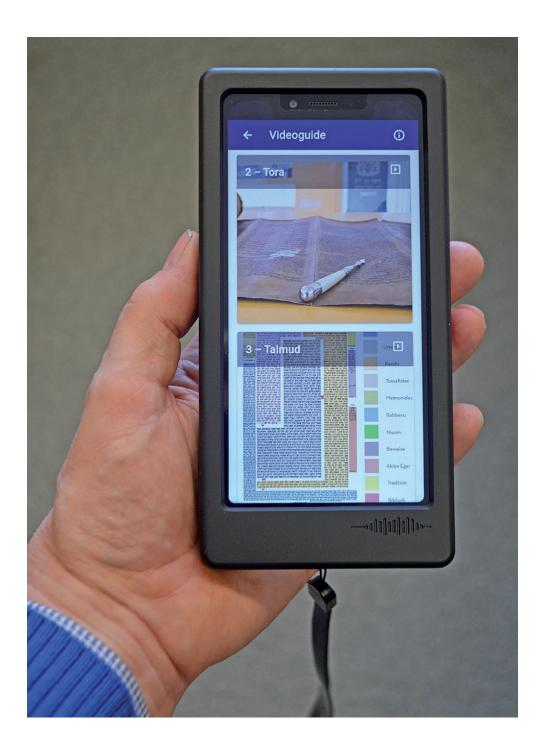
SCHALOM

MAI 2021 NR. 88





6

DAGESH – JÜDISCHE KUNST IM KONTEXT

10

FOTOAUSSTELLUNG ZUM JÜDISCHEN LEBEN HEUTE

11

KULTURTAGE 2021

14

MAZZEN AUS WESTFALEN

26

ZVI ASARIA – RABBI, HISTORIKER, AKTIVISIT

32

KINDERSEITE

UND MEHR...

Elf Kurzfilme und über 30 Hörstationen bietet unser neuer Medienguide, den wir dank Fördergeldern der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien produzieren konnten.

Wie er funktioniert und was sonst noch neu ist im Museum lesen Sie auf Seite 8.

Jüdisches יהודי Museum Westfalen

GEHT IHNEN DAS DAUERNDE AUF UND ZU AUCH AUF DIE NERVEN?

Natürlich. Uns auch. Denn eigentlich wollen wir für Sie auf sein, nicht nur auf, offen. Und uns auch noch weiter öffnen.

Ein Ort zu werden, der für alle interessant ist, das ist ein hoher Anspruch, den sich das Jüdische Museum in seinem neuen Leitbild gibt. Dies kann nicht von heute auf morgen erreicht werden, zu viele Barrieren gibt es noch: Wer unser Museum nicht kennt, meint vielleicht, ein Besuch bei uns sei keine echte Freizeitbeschäftigung, sondern mehr sowas wie Nachsitzen. Gefürchtet wird, Besucher*innen würden einzig mit den dunklen Kapiteln der deutschen Geschichte konfrontiert, es brauche viel Vorwissen, um unsere Inhalte zu verstehen, oder vielleicht fehlt auch schlicht das Interesse für ein jüdisches Thema.

Die jüdische Geschichte, Kunst und Kultur Westfalens und Deutschlands, die in der Dauerausstellung und den Sonderausstellungen präsentiert werden, sind ein unzertrennlicher Teil der weiteren Geschichte und Kultur, und ohne das Judentum gäbe es bekanntlich weder

das Christentum noch den Islam in dieser Form. Zudem thematisiert das Museum anhand jüdischer Geschichte und Religion universelle Werte wie Glauben und Ethik, Identität und Selbstverständnis, Migration und Integration, gesellschaftliches Zusammenleben und Demokratiebewusstsein. Warum diese Dinge für alle relevant und sogar interessant sein können und welche Anknüpfungspunkte an die eigene Lebenswelt sie erlauben, müssen wir in Zukunft noch besser veranschaulichen.

Der Prozess der Strategiefindung am Jüdischen Museum ist noch nicht abgeschlossen, aber es zeichnet sich bereits ab, dass eines der drei strategischen Ziele auf diese Öffnung hinweist. Neben der Erweiterung der Besucher*innenkreise wollen wir uns auch weiter öffnen für Partnerschaften mit Schulen, mit jüdischen Gemeinden und Organisationen, mit Universitäten, aber auch mit gemeinnützigen Vereinen, um gut fundierte und spannende Projekte zu realisieren, die unseren Themen eine breite Ausstrahlung verschaffen.

Lesen Sie, was wir bereits in diesem Bereich unternommen haben, in dieser Zeitschrift. Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre.

Kathrin Pieren

NEUES PROJEKT IM JÜDISCHEN MUSEUM WESTFALEN

Im Februar startete das neue Projekt »Erzähl mir nix! Verschwörungsmythen im Blick«, in dessen Rahmen das Museum Seminartage für Lehrkräfte und Lehramtsanwärter*innen entwickelt. Obwohl Verschwörungserzählungen unsere Gesellschaft seit Jahrhunderten prägen, hat die Corona-Pandemie einige Aspekte besonders deutlich zutage treten lassen. Daher ist genau jetzt der richtige Zeitpunkt, diese Mythen erneut unter die Lupe zu nehmen und Lehrkräften den Rücken zu stärken, die diesen an ihren Schulen begegnen und sie im Unterricht behandeln wollen, um so Haltung für die Demokratie zu zeigen.

Anfragen bitte an: lernen@jmw-dorsten.de



Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach,

Dr. Kathrin Pieren (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Dr. Norbert Reichling,

Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von

Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für

jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom

gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Datenschutz: Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer

Mitgliedschaft. Wie für die Abonnent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle

Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen.

Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz

Von Bedenken zu Optimismus via Pragmatismus

Was bedeutet das 1700-Jahre-Fest für das Jüdische Museum Westfa-



BEDENKEN

An Kritik und Befürchtungen fehlt es allerdings nicht. Es wird moniert, das Festjahr fokussiere auf Kontinuität, während doch gerade die Brüche für die deutsch-jüdische Geschichte bestimmend seien. Und welche Kontinuität denn zwischen einem römischen Kaiser und der heutigen deutschen Gesellschaft überhaupt bestehe? Gab es in der Spätantike hier jüdisches Leben, so konnte von einem Deutschland im Jahre 321 noch nicht die Rede sein.

Es wird auch befürchtet, man gebe sich der Illusion hin, durch die Betonung der Beiträge von oftmals berühmten Juden und Jüdinnen zu deutscher Kunst, Wissenschaft, Kultur, Politik, Sport gesellschaftliche Akzeptanz fördern zu können. Zudem riskiere man beim Feiern, darüber hinwegzusehen, dass Antisemitismus nicht nur nicht ein Ding der Vergangenheit ist, sondern eine steigende Bedrohung, wie die Notwendigkeit von Polizeischutz für Synagogen und jüdische Schulen bezeugt.

Wer feiert denn überhaupt? Die jüdische Community oder die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft? Und was bleibt davon im nächsten Jahr? Wäre es nicht besser, den jüdischen Einwanderer*innen aus der ehemaligen Sowjetunion endlich Rentengerechtigkeit zuzugestehen und dafür zu sorgen, dass von jüdischen Studierenden nicht weiterhin erwartet wird, an Hohen Feiertagen Prüfungen zu absolvieren? Diese und viele weitere Fragen sind Teil einer notwendigen und spannenden Diskussion, an der sich der gesellschaftliche Umgang mit Vergangenheitsbewältigung und gegenwärtiger kultureller Diversität sowie das Selbstverständnis von Teilen der jüdischen Community zeigen.

Als Museum, welches sich mit jüdischer Geschichte befasst, teilen wir eine kritische Haltung. Es kann keineswegs darum gehen, so zu tun, als sei die deutsch-jüdische Geschichte ohne Brüche denkbar, im Gegenteil, viele Besucher*innen wissen nur um den Zivilisationsbruch in der deutschen Geschichte und haben kaum eine Ahnung davon, dass es Juden und Jüdinnen in Deutschland gibt, auch in ihrer Nachbarschaft. Zudem wissen wir sehr wohl, dass ein Museumsbesuch nicht aus einem intoleranten Menschen einen toleranten macht, nicht einmal wenn

Inzwischen wissen wohl die meisten, die sich für jüdische Geschichte interessieren, dass es 2021 genau 1700 Jahre her ist, seit Kaiser Konstantin Juden erlaubt hat, Einsitz im Kölner Stadtrat zu nehmen. Dieses Dekret ist das älteste bekannte Zeugnis jüdischen Lebens im Gebiet des heutigen Deutschland.

Das Dekret wurde vom Verein »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland« zum Anlass genommen, jüdische Geschichte und Gegenwart in Deutschland zu thematisieren und zu feiern, wofür der Bund und zum Teil auch die Länder großzügig Mittel zur Verfügung stellen: Konzerte, Theater, Ausstellungen, Filme, Kunstprojekte sind geplant, einzig durch die Pandemie gestört.

Aktuell

diese Person wüsste, dass Einstein die Relativitätstheorie entwickelt hat.

PRAGMATISMUS

Das Jüdische Museum Westfalen hat sich nach einiger Überlegung dazu entschlossen, bei diesem Festjahr mitzumachen. Das ist pragmatisch, denn einerseits machen wir in diesem Jahr genau das, was wir sonst auch tun würden, aber unsere Arbeit erhält durch dieses Themenjahr eine größere Sichtbarkeit und zusätzliche Mittel. Anderseits hat es unsere Aufmerksamkeit in zwei Richtungen gelenkt, ins Mittelalter, welches der Ausgangspunkt des Festjahres ist, und in die Gegenwart, auf welche die Aktivitäten des Vereins fokussieren. Beides hat zu spannenden Projekten geführt.

Das Mittelalter hat in unserem Museum wenig Platz, weil wir keine Exponate aus dieser Epoche haben. Dieses Jahr haben wir aber bereits zwei Vorträge zum Thema organisiert, ein weiterer ist geplant für den Europäischen Tag der jüdischen Kultur (siehe Kasten). Dieser Blick zurück ist lehrreich, zeigt er doch uns und unseren Besucher*innen Aspekte der deutschen und europäischen politischen und Kulturgeschichte auf, die zum besseren Verständnis auch der Entwicklungen ab dem späten 18. Jahrhundert beitragen, die im Zentrum unseres Museums liegen.

OPTIMISMUS

Gegenwartsbezug wird in unserem Museum bereits heute großgeschrieben. Das sieht man nicht zuletzt daran, dass wir viele Exponate zum Anfassen haben, von koscherem Pumpernickel aus Westfalen zur preiswerten hölzernen Besaminbüchse, die in einem jüdischen Haushalt des 21. Jahrhunderts Verwendung finden könnten. Fördermittel des Bundes und der LWL-Kulturstiftung erlauben uns drei weitere Projekte zu realisieren, die unseren Besucher*innen in einem Jahr einen breiten Einblick in die diverse jüdische Gegenwart erlauben, den sie sonst nicht hätten.

Das größte Projekt ist eine Ausstellung des Fotografen Dirk Vogel, der über drei Jahrzehnte jüdische Menschen in Nordrhein-Westfalen im Gemeindeleben, im Alltag und in Porträts fotografisch festgehalten hat (siehe dazu S. 10). Im Begleitprogramm sollen jüdische Vertreter*innen von Gemeinden und andere Mitglieder aus der Community zu ihrer jüngsten Geschichte und Gegenwart selbst zu Wort kommen.

»Jüdische Kultur Jetzt: Kulturtage am JMW« ist der Titel eines zweiwöchigen Kulturfestivals Ende August, bei dem jüdische Nachwuchskünstler*innen sich in den Bereichen Musik, Theater und Tanz mit verschiedenen jüdischen Kunsttraditionen und mit jüdischer Geschichte befassen und diese neu interpretieren (siehe dazu S. 11).

Das letzte Projekt ist das am längsten währende und damit auch Teil eines Erbes dieses Festjahres: Der Film »#jüdisch« porträtiert fünf junge Juden und Jüdinnen in ihren je eigenen Umfeldern, in der Arbeit, beim Gebet oder beim Fußballspiel und illustriert den diversen Alltag und die unterschiedlichen Zugänge zu Fragen von Identität und Gemeinschaft. Der Film wurde zunächst für die Museumspädagogik konzipiert, soll nun aber auch im Eingangsbereich des Museums gezeigt werden.

Wenn wir mit diesen Projekten einseitige und krude Vorstellungen von Juden und Jüdinnen enttäuschen können, wenn wir Stereotypen aufweichen und den Blick für Unerwartetes freimachen können, so wird es ein gutes Jahr, das auch in die Zukunft wirkt.

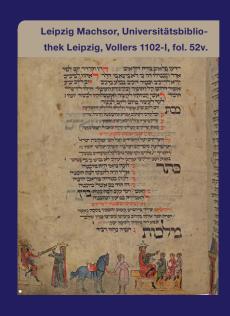
Kathrin Pieren

Europäischer Tag der jüdischen Kultur Sonntag, 5. September 2021, 15 Uhr

Geschlecht (Gender) im Bild: Männer und Frauen in mittelalterlichen illustrierten Büchern

Vortrag von Dr. Eva Frojmovic, University of Leeds (Videoübertragung)

Illustrierte jüdische Bücher waren eine Neuheit im Mittelalter. Im mittelalterlichen Frankreich und im Heiligen Römischen Reich gaben Juden solche Bücher in Auftrag, um sich und ihre Welt darzustellen. Welche Rolle spielten Vorstellungen von Geschlecht (engl.: gender) in dieser Welt, und kann man sagen, dass diese jüdische Welt die Geschlechterdynamik der christlichen Nachbarn spiegelt?



321 - 2021

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Jüdische Spuren im mittelalterlichen Münster

In diesem Jahr wird allerorts 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert. Obwohl dieses Jahr im Zeichen der friedlichen Koexistenz und des Miteinanders steht, ist die Geschichte der jüdischen Bevölkerung im heutigen Deutschland eine sehr wechselseitige, ambivalente und auch leidvolle.

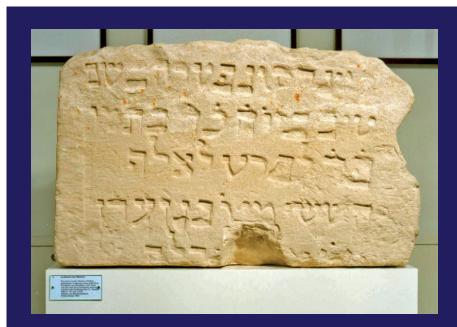
Nach der kulturellen Blüte jüdischen Lebens entlang des Rheins und der wichtigen Handelsstraßen im Hochmittelalter zeugten immer wieder judenfeindliche Handlungen von der Instabilität jüdischer Existenz in mittelalterlichen Städten, geprägt von der Willkür der Obrigkeiten. Die wohl größte Zäsur im Mittelalter stellen die Pestpogrome in der Mitte des 14. Jahrhunderts dar. Der so genannte Schwarze Tod breitete sich in ganz Europa aus und dezimierte die Bevölkerung. Erklärungsnot, beharrlicher Antijudaismus und auch Neid führten dazu, dass sich Gerüchte, Juden sollten die Brunnen vergiftet haben, wie ein Lauffeuer verbreiteten. Infolgedessen kam es in fast allen Städten zu Verfolgungen, die in vielen Fällen zur Auslöschung ganzer jüdischer Gemeinden führten.

So erging es auch der jüdischen Gemeinde in Münster. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ist die Existenz von Jüdinnen und Juden in Münster nachweisbar. Etwa um 1290/1300 ist der Bau einer Synagoge dokumentiert und 1301 der Friedhof, der erste jüdische Friedhof in Westfalen. Das jüdische Viertel befand sich inmitten der Stadt am Stadtweinhaus (heute Syndikatplatz). Nur wenige Zeugnisse jüdischen Lebens haben überdauert. Leo von Münster wird erstmals 1346 als Betreiber von Kreditgeschäften genannt. In dem Zusammenhang taucht sein Name im Bankenkonsortium Recklinghausen auf. Handelsbeziehungen sind für die Geschäfte des Netzwerks teilweise weit über die Grenzen Münsters hinaus bekannt. Bis 2018 war »Leo de Monasterio« Teil der Dauerausstellung im Jüdischen Museum Westfalen. 1350 erreichte Münster die Pest. Die jüdische Gemeinde fand ihr jähes Ende. Ob Leo von Münster unter den Opfern der Verfolgungen war, lässt sich nicht rekonstruieren. Ein Leo von Münster taucht ab 1356 am Mittelrhein auf. Möglicherweise handelt es sich um den hier genannten. Der jüdische Friedhof wurde geschändet und die Grabsteine wurden als Baumaterial verwendet.

Im Zuge der Pestpogrome ging jüdisches Eigentum an die Städte über. Um das Eigentum vor Raub zu schützen, vergrub man einiger Orts Besitztümer, wie Münzen und Schmuck. Auch in Münster ist ein solcher Münzschatz bei Bauarbeiten am 2. Mai 1951 am Stadtwein-

haus gefunden worden. Die Bedeutung des Schatzes erkannte man zunächst nicht, sodass der Schatz nicht in seiner Gesamtheit zu retten war. Immerhin sind fast 1500 Münzen und 30 Schmuckstücke erhalten geblieben. Alle Münzen lassen sich auf die Zeit vor 1350 festlegen. Die Nähe zum Stadtweinhaus und auch die zeitliche Nähe zu Leo von Münster lassen die These zu, der Schatz könnte von ihm stammen. Erst 1536 siedelten sich wieder Juden*Jüdinnen in Münster an. Diese kurze Episode endete bereits knapp 20 Jahre später mit dem Tod des Bischofs, der sie protektierte. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat es keine jüdische Ansiedlung in Münster gegeben.

Anja Mausbach



1887 fand man das Relikt des einstigen ältesten jüdischen Grabsteins (datiert auf das Jahr 1324) aus Westfalen in den Gemäuern der Lambertikirche. Eine Replik befand sich im Jüdischen Museum Westfalen, das Original ist als Dauerleihgabe in der jüdischen Gemeinde Münster zu sehen. Erst vor kurzem entdeckte man in der Aegidiikirche ein weiteres Fragment eines jüdischen Grabsteines, das auf 1313/1314 datiert ist und somit den Grabstein von 1324 als ältesten in Westfalen ablöst. Im Rahmen des diesjährigen Festjahres ist dieser bis August 2021 im Stadtmuseum Münster zu sehen und wird anschließend der jüdischen Gemeinde übergeben.

Dagesh – Jüdische Kunst im Kontext

»Jüdische Kunst sichtbar machen«

Dagesh – Ein Vokalisierungspunkt ohne eigenen Laut. Jenen, die sich mit der hebräischen Schrift auseinandergesetzt haben, kommt die Vokalisierung der hebräischen Buchstaben bekannt vor. Warum aber benennt sich ein Programm zur jüdischen Kunstförderung nach

einem diakritischen Zeichen? Die Antwort gibt Dagesh selbst: Das Zeichen trägt in sich keine Bedeutung. Es kann jedoch die Bedeutung der Worte ver-

Es kann jedoch
die Bedeutung
der Worte verändern, indem es Betonungen verschärft und Inhalte verschiebt. Dies

KONTEXT

Praxen sind heute vie
unbeguem (heraus)fo

JÜDISCHE KUNST

Ursprünglich 2016 als Initiative des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerkes (ELES) gegründet, das begabte jüdische Studieren-

sei auch auf die Kunst übertragbar.

de und Promovierende fördert, erlangte Dagesh 2020 seine Eigenständigkeit als Programm in der Leo Baeck Foundation. Finanzielle Mittel werden vom Ministerium für Bildung und Forschung bereitgestellt.

Programmleiter von Dagesh, Jo Frank, formulierte die Intention von

Dagesh als Beitrag zur pluralen Gesellschaft in der Frankfurter Rundschau folgendermaßen: »Jüdische, künstlerische

Praxen sind heute vielfältig, aufregend, unbequem (heraus)fordernd. Mit Dagesh machen wir junge jüdische Künstler*innen und ihre Positionen sichtbar.«

Jungen jüdischen Künstler*innen aus aller Welt werden über das Förderpro-

gramm eine Plattform und ein Netzwerk in Deutschland geboten, in denen sie ihre Sicht auf die Welt vorstellen und kreative Ideen entwickeln. Aus einer künstlerischen und zugleich jüdischen Perspektive heraus setzen sich die Künstler*innen mit gesellschaftlichen Themen auseinander, die die jüdische Gegenwartskultur betreffen. Die von ELES und Dagesh





geförderten Künstler*innen zeigen eine Vielfalt an verschiedenen Kunstformen, die die etablierte Kunstszene für jüdische Themen sensibilisieren soll. Kooperationspartner sind das Jüdische Museum Berlin und das Maxim Gorki Theater und weitere Einrichtungen. Verstetigungen und größere Projekte mit höherer Wirksamkeit im öffentlichen Raum sind langfristige Ziele von Dagesh.

Zu den geförderten Künstler*innen zählen unter anderen Max Czollek, Lyriker und Publizist, und Nachwuchsschauspieler Alexander Wertmann, Protagonist im 2020 erschienen Kurzfilm Masel Tov Cocktail, der noch in diesem Frühsommer im Jüdischen Museum Westfalen gezeigt wird.

Neben der Kunstförderung und dem seit 2018 bereits zweimal vergebenen Kunstpreis installierte Dagesh im letzten Jahr ein Bildungsprogramm für Jugendliche. Mit »Dagesh on Tour« werden Jugendliche in einem aufsuchenden Format, beispielsweise in Schulen oder Freizeiteinrichtungen, für jüdische Themen sensibilisiert. In einem geschützten Raum und in direktem Austausch mit jüdischen Künstler*innen werden antisemitische Vorurteile benannt, hinterfragt

und dekonstruiert. Ziel des Bildungsprogramms ist es gemeinsam zu überlegen, wie das Miteinander in einer pluralen und offenen Gesellschaft funktionieren kann.

Anja Mausbach



Aus den jüdischen Gemeinden

DORTMUND

Nach sieben Jahren in Dortmund – zum Teil für den Landesverband Westfalen, z.T. für die örtliche Kultusgemeinde tätig – hat Rabbiner Baruch Babaev zum Jahresende 2020 seine Position aufgegeben, weil er mit seiner Familie nach Israel zurückkehren wollte. Die Suche nach einem Nachfolger ist noch im Gange, die Anforderungen sind hoch: Neben deutsch-russischer Zweisprachigkeit wird erwartet, dass weiterhin ein Engagement in interreligiösen und interkulturellen Projekten erfolgt. Die Gemeinde sucht international nach einem Nachfolger mit Erfahrungen in der Gemeindearbeit. »Es wird wohl wieder ein orthodoxer Rabbiner, obwohl der Vorstand eher liberal bzw. traditionell ist«, erklärte der Gemeinde-Vorsitzende Zwi Rappoport.

1700 JAHRE JÜDISCHES LEBEN ...

Auch die jüdischen Gemeinden unserer Region beteiligen sich aktiv an dem Veranstaltungsreigen »2021 – 1700 Jahre iüdisches Leben in Deutschland« und verstärken ihre öffentliche Sichtbarkeit - auch wenn natürlich viele Konzessionen an die Pandemie gemacht werden müssen. So sind z. B. in Gelsenkirchen Konzerte, Schauspiel-Workshops mit Jugendlichen und eine fußballgeschichtliche Spurensuche in der Stadt geplant. Die Gemeinden Bielefeld und Unna erinnern mit einer Ausstellung an die »Jeckes« genannten deutschsprachigen Juden in Israel, in Paderborn wird ein Multimedia- und Literaturprojekt junges jüdisches Gegenwartsleben thematisieren. Jüdische Küche und neue Podcasts werden, so steht zu hoffen, von der Münsteraner Gemeinde vorgeführt. Und die LWL-LVR-Wanderausstellung zum »Festjahr 2021« - betitelt mit »Menschen, Bilder, Orte« - wird an den Präsentationsorten Essen, Münster, Dortmund usw. ebenfalls mit Veranstaltungen begleitet.

MÜNSTER

Die jüdische Gemeinde Münster trauert um ihr sehr aktives Mitglied seit den ersten Nachkriegsjahren, Ruth

Frankenthal, die am 22. Dezember verstarb. Aktiv in der Gemeinde und der breiten Öffentlichkeit, wirkte Ruth Frankenthal u.a. seit 1992 als jüdische Vorsitzende der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Geprägt durch ihre Erfahrungen als Kind von Holocaust-Überlebenden war ihr Leben erfüllt von ihrem Einsatz gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus, gegen das Vergessen und für die Vermittlung jüdischer Religion und Kultur.



Filme, Hörbeiträge und ein neues Exponat

Zwei Projekte erweitern das Museumserlebnis

Durch die Kontaktbeschränkungen sind wir gezwungen, unsere beliebten geführten Rundgänge durch die Dauerausstellung bis auf Weiteres mit Kurzführungen zu ersetzen. Nun haben wir einen elektronischen Museumsguide entwickelt, welcher diese Touren zwar nicht ersetzt, aber unseren Besucher*innen erlaubt, ihr Wissen auf eigene Faust zu vertiefen.

Das Gerät in der Größe eines Handys enthält einen Audioguide mit 39 Hörstationen zu den wichtigsten Themen der Dauerausstellung, Hintergrundinformationen zu historischen Ereignissen und Zeugnisse jüdischer Frauen und Männer aus Westfalen. Außerdem darin enthalten ist ein Videoquide mit elf Filmen, in denen die Benutzer*innen in die verschiedenen Räume und damit die zentralen Themenkreise des Museums eingeführt werden, etwa die Bereiche Tora und Talmud, aber auch Migration und Flucht, Sprache oder jüdisches Gemeindeleben in Westfalen heute. Besucher*innen können also zunächst einen Überblick übers Museum gewinnen und sich dann in die Themen ihrer Wahl vertiefen.

Die Ausleihe des Guides ist im Eintrittspreis eingeschlossen. Allerdings

müssen Sie nicht einmal selbst ins Museum kommen, denn dieselbe Information ist auch auf unserer Website einzusehen unter:



EIN LESEPULT MIT GESCHICHTE

Aufgrund der geringen Größe der jüdischen Gemeinden in Deutschland nach der Schoah sind die meisten von ihnen, gerade in der Provinz, Einheitsgemeinden und damit orthodox ausgerichtet. In den letzten Jahren hat sich diese Situation aber gewandelt, auch in Nordrhein-Westfalen, und heute gibt es wieder liberale Gemeinden. Diese zeugen von einer erstarkten jüdischen Gemein-

schaft, die neue Institutionen aufbaut und in ihrer Diversität sichtbarer wird.

Im Jahr 2000 bildeten junge Frauen und Männer aus dem Ruhrgebiet einen »egalitären Minjan«, d.h. sie trafen sich regelmäßig zu Gottesdiensten, in denen Frauen und Männer gleichberechtigt waren. Dieser lockere Zusammenschluss, der sich »Etz ami« (hebr. »Baum meines Volkes«) nannte, war eine der ersten religiösen Gemeinschaften in Westfalen außerhalb der bestehenden Institutionen. Die Gruppe traf sich in der Synagoge von Selm-Bork, wo für besondere Anlässe bis zu 100 Menschen zusam-



menkamen. Nachdem sie in anderen Gruppierungen aufgegangen war, wurde der Nachlass von Etz ami 2019 aufgelöst und das Lesepult, die sogenannte Bima, kam ins Jüdische Museum.

Ein Jahr lang konnte sie im Foyer des Museums bewundert werden, aber nun hat die in hellem Holz gestaltete, hohe, aber leicht gebaute Bima mit Sideboard einen dauerhaften Platz im »Synagogenraum« im ersten Stock erhalten. Dort steht sie im Zentrum des Raumes, und darauf liegt eine Torarolle. Damit wird anschaulich gezeigt, wie die Tora zur Lesung in der Synagoge präsentiert wird. Als historisches Objekt symbolisiert das Lesepult die Anfänge wachsender religiöser Pluralität in Westfalen.

Um die Torarolle zu schützen, mussten wir das Pult wie eine Vitrine verglasen. Dabei wurde darauf geachtet, möglichst minimale Eingriffe am Exponat vorzunehmen. Ein neues, rutschfestes Podest erlaubt auch Kindern und kleingewachsenen Erwachsenen einen Blick auf den Text. Leider ist das Lesepult für Rollstuhlfahrer*innen zu hoch. Eine Fotografie der Bima während eines Gottesdienstes und Erläuterungen zum Objekt wurden daher auf Rollstuhlhöhe angebracht.

Der Museumsguide wurde aus Mitteln des Bundes im Programm »Neustart Kultur« gefördert. Die Verglasung der Bima wurde mit Mitteln des Landes NRW finanziert.

Kathrin Pieren

demokratie leben

Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen









Auf der Spur der verschollenen Identität

Eine Ausstellung zur Provenienzforschung im Jüdischen Museum Westfalen

Der Erforschung der Herkunft von Objekten in Museumssammlungen, deren Erwerbs- und Überlieferungshintergründen kommt zunehmende wissenschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung zu. Unter dem Begriff »Provenienzforschung« stellen sich Museen ihrer moralischen Verpflichtung und unterziehen die Herkunft ihrer Sammlungsobjekte einer kritischen Prüfung. Nicht selten verdichtet sich dabei der Verdacht, dass es sich um Gegenstände handelt, die ihren jüdischen Besitzer*innen und jüdischen Organisationen zwischen 1933 und 1945 europaweit durch NS-Behörden geraubt wurden. Auch das Jüdische Museum Westfalen widmet sich diesem Auftrag und startete im Juni 2020 ein durch das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste gefördertes Provenienzforschungsprojekt, das sich bis November 2021 erstreckt.

Die bisherigen Ergebnisse und Erfolge des Projektes werden wir vom 27. Juni bis 31. August 2021 in einer Ausstellung in der oberen Etage des Altbaus präsentieren.

Im Mittelpunkt der Ausstellung werden jüdische Zeremonialobjekte und Alltagsgegenstände aus unserer Judaica-Sammlung stehen, die zwischen 1987 und 1991 größtenteils über den Auktionsmarkt und Antiquariatshandel von Mitgliedern des damaligen »Trägervereins für jüdische Geschichte und Religion e.V.« erworben wurden. Besucher*innen erwarten interessante Hintergründe zu Objekten aus der Sammlung, eingebettet in das übergreifende Thema des NS-Kulturgutraubes.

Aus jüdisch-kulturgeschichtlicher Perspektive wird die Ausstellung anhand von ca. 25 Objekten aufschlussreiche Fallbeispiele zeigen, die in Beziehung zu verschiedenen Entzugsformen stehen. Dabei spannt die Ausstellung einen Bogen über den systematischen europaweiten Bücherraub aus jüdischen Gemeinden und Organisationen, gibt Einblicke in den



Entzug synagogaler Objekte und bezieht auch regionale Fälle aus Westfalen ein.

Damit verbunden ist die seltene Gelegenheit, kaum gezeigte Objekt-Highlights aus der Sammlung zu entdecken, die sonst in den Tiefen des Magazins verwahrt liegen. Dies wird zum Beispiel bei der Geschichte eines einzigartigen Thoramantel-Fragments der Fall sein, dessen Spur nach Leipzig führt und zu dem die ursprüngliche Stifterfamilie ermittelt werden konnte. Auch bei vielen Büchern konnten durch kunstvoll gestaltete Ex Libris und Besitzerstempel die ursprünglichen Eigentümer*innen identifiziert werden. So wird die Ausstellung zu vielen Gegenständen den bisher unbekannten historischen Kontext erhellen und Besucher*innen die Möglichkeit bieten, sich über ein aktuelles und wichtiges Forschungsfeld im Museumswesen zu informieren, und das vernichtende Ausmaß des Kulturgutraubs verdeutlichen.

Einzelgeschichten werden in der Ausstellung immer in Wechselwirkung mit Kontextforschung auftreten. Vor allem weil sich Provenienzforschung stets durch die biographische Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten der ursprünglichen Besitzer*innen auszeichnet, wird die Ausstellung durch ihre »Objektbiographien« einen besonderen lebensweltlichen Bezug bieten.

Im diesem Zusammenhang werden auch ideologische Beweggründe des NS-Regimes ins Zentrum gerückt, mit denen insbesondere der sogenannte »Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg« seine europaweiten Raubzüge pseudowissenschaftlich legitimierte.

Als Momentaufnahme unserer Forschungspraxis will die Ausstellung eine wissenschaftliche Orientierung geben, wo Herausforderungen insbesondere in der Judaicaforschung liegen und noch Antworten auf Forschungsfragen notwendig sind. Dabei wird die Schau gezielt auch Fallbeispiele mit offenem Ergebnisstand thematisieren, beispielsweise im Rahmen des Themas »Verschollene Sammlungen«. Da es für Provenienzforschung und Restitutionspraxis nach wie vor keine verbindliche Gesetzgebung gibt, kann sie ferner einen Beitrag dazu leisten und Impulse dafür geben, wie ein praktischer Umgang mit Objekten belasteter Provenienz und sogenannte »faire und gerechte Lösungen« aussehen könnten.

Mit ihren vielfältigen Praxisbeispielen lädt sie ein breites Publikum ein, sowohl historisch Interessierte. Schüler*innen und Studierende, als auch Fachwissenschaft und die »Museumscommunity«, sich auf die Spur von Objektgeschichten zu begeben.

Sebastian Braun

Jüdisches Leben sichtbar machen

Die Diversität jüdischer Gegenwart in Nordrhein-Westfalen Eine Fotoausstellung mit Aufnahmen von Dirk Vogel



Seit mehr als 25 Jahren begleitet und fotografiert Dirk Vogel, Diplom-Fotodesigner aus Altena, immer wieder das jüdische Leben in Nordrhein-Westfalen. Feste in den Kultusgemeinden, privat in Familien, Porträts für eigene Projekte und im Auftrag, so z.B. für das Jüdische Museum Westfalen. Dabei ist ein breites Spektrum an Motiven entstanden. Junge Menschen in Schulen und Kindergärten, alte Menschen beim gemeinsamen Kaffeetrinken in der Gemeinde, alteingesessene Gemeinde-

mitglieder und Zuwanderer*innen, schon angekommen in einer Gemeinde oder noch im Aufnahmezentrum Unna-Massen. Nebenbei wurde er Zeuge von interessanten Veränderungen im jüdischen Leben wie der Entwicklung von neuer Pluralität. So traf sich seit Ende der 1990er Jahre im Ruhrrevier eine Gruppe von Jüdinnen und Juden, die ihre Gottesdienste in einem liberalen Ritus feierte. Einige dieser Treffen durfte der Fotograf Dirk Vogel schon damals mit seiner Kamera begleiten.

Gerade bei den Porträts zeigt Dirk Vogel seit vielen Jahren einen eigenen Stil. Er bevorzugt es, die Personen in ihrem Lebensumfeld, ob privat oder beruflich, zu fotografieren. Meist dürfen sie sich selbst dem Fotografen präsentieren. In seinen Aufnahmen belegt Dirk Vogel, dass Juden und Jüdinnen nicht als solche erkennbar sein müssen und dass sie nicht in jeder Lebenslage Teil einer jüdischen Gemeinde sind oder sich in einem jüdischen Kontext bewegen.

Die Fotos von Dirk Vogel entbehren nicht einer ästhetischen Wirkung, die durch die konsequente Anwendung der Schwarzweiß-Fotografie noch verstärkt wird. Bei den Fotos handelt es sich nicht um in Graustufen konvertierte Farbfotos, sondern um vom Fotografen schon beim Auslösen in schwarzweiß gedachte Aufnahmen. Dirk Vogel pflegt bis heute die klassische Fotografie unter Verwendung von Filmen. Auch die Abzüge für seine Ausstellungen werden von ihm traditionell von Hand in der Dunkelkammer hergestellt. Natürlich ist es nicht das primäre Ziel, ästhetisch schöne Fotos zu zeigen, sondern wir wollen auf diesem Wege die Vielfalt jüdischen Lebens in Westfalen einem breiteren Publikum aufzeigen.

Gezeigt wird eine Auswahl aus seinem 25-jährigen Schaffen. Seine ersten Aufnahmen und Serien entstanden zwischen 1995 und 1999. Von 2002 bis 2005 war Dirk Vogel erneut in den jüdischen Gemeinden Westfalens unterwegs. Für eine Ausstellung des Jüdischen Museums Westfalen über jüdische Einwandererinnen und Einwanderer aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion erstellte er 2010 ca. 30 Porträts. Auch im Jahr 2014 dokumentierte er wieder das lokale und regionale Judentum im Westen. Da Dirk Vogel auch weiterhin das jüdische Leben in Nordrhein-Westfalen mit seiner Kamera begleitet, werden neben den vorhandenen

»Die Personen werden bevorzugt in ihrem Lebensumfeld fotografiert.«



Fotos auch ganz aktuelle Fotos zu sehen sein. Zurzeit ist er wieder mit seiner Leica in NRW unterwegs, um Porträts von bekannten und weniger bekannten Juden und Jüdinnen aufzunehmen oder das Leben in den Gemeinden in der Corona-Pandemie zu dokumentieren.

Die Eröffnung der Ausstellung mit ca. 60 Arbeiten gerahmt im Passepartout ist für September dieses Jahres geplant. Ergänzend zur Museumsausstellung werden wir eine Wanderausstellung produzieren. Eine Auswahl von etwa 40 Fotos soll auf Hartschaumplatten

gedruckt werden. Diese sind aufgrund ihres geringen Gewichts und ihrer Stabilität gut zu transportieren. Die Tafeln sollen die Größe von 40 x 60 cm haben und die Fotos im Vollformat zeigen. Diese Ausstellung kann über das Jüdische Museum Westfalen ausgeliehen werden.

Die Fotoausstellung ist Teil des Festprogramms »321-2021. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland« und wird gefördert von #2021JLID. Jüdisches Leben in Deutschland und dem Bundesministerium des Innern.

Thomas Ridder



Jüdische Kultur Jetzt

Kulturtage am Jüdischen Museum Westfalen 15. - 29. August 2021

Musik, Tanz und Theater - eine Weile ist es her, seit diese Dinge unbeschwert live genossen werden konnten. Aber im Sommer wird dies hoffentlich anders werden, und da kommen die Kulturtage am Jüdischen Museum gerade recht.

Wir nehmen das 1700-Jahr, in welchem jüdisches Leben in Deutschland bundesweit gefeiert wird, zum Anlass, unserem Publikum einen Einblick in gegenwärtiges jüdisches Kulturschaffen zu geben. Da uns die Sichtbarmachung des künstlerischen Nachwuchses ein Anliegen war, haben wir mittels einer Ausschreibung jüdische Nachwuchskünstler*innen um

ihre Programmvorschläge gebeten. Es ging aber nicht bloß darum, jungen jüdischen Künstler*innen eine Bühne zu geben; die Ausschreibung verlangte, dass die Projekte auch eine jüdische Perspektive einnehmen oder jüdische Geschichte oder Gegenwart in irgendeiner Form ansprechen, debattieren. reflektieren oder auch künstlerisch um- und neuinterpretieren sollten.

Wir freuten uns über viele ausgezeichnete Vorschläge, aus denen eine Jury, bestehend aus jüdischen Vertreter*innen aus dem Kulturbereich und zwei Mitarbeiterinnen des Museums, ein kompaktes,



aber wunderbar vielfältiges Programm zusammenstellen konnte. Es ist für jede und jeden was dabei: zwei Theaterproduktionen, in denen Geschichte künstlerisch interpretiert wird; Klezmermusik

nicht nur zum Zuhören, sondern zum Mittanzen; zwei musikalisch sehr unterschiedliche Reisen durch die Kulturen, einmal mit Gitarre und Gesang, einmal mit Gesang, Akkordeon, Trompete und Rhythmusinstrumenten; und ein Frauentrio mit Musik aus den 1920er Jahren.

Wenn sich eine Gemeinsamkeit in den einzelnen Programmbeiträgen zeigt, so ist es ihre transkulturelle und zeitübergreifende Perspektive. Die Musiker*innen etwa verbinden die Einflüsse verschiedener Musikkulturen miteinander, bauen auf westlichen wie östlichen (europäischen, russischen und israelischen, aschkenasischen und sephardischen)

Traditionen auf, suchen Querverbindungen und setzen Überschneidungen musikalisch um. Alle drei Musikgruppen singen auch in verschiedenen Sprachen einschließlich Deutsch, Hebräisch, Jiddisch, Russisch und Ladino...

In den Theaterproduktionen sind Vergangenheit und Gegenwart vermengt, und eine klare Trennung zwischen Schauspieler*innen und ihren Figuren ist aufgehoben. Für ihr Theaterstück begeben sich Nadia Migdal und Uri Fahndrich auf Spurensuche in ihren jeweiligen Familiengeschichten nach Deutschland, Österreich und Israel, verweben diese miteinander und verhandeln sie mit dem Publikum in

einem »mash-up« der dritten Generation, während Yael Schüler die Dichterin Else Lasker-Schüler aus dem Wuppertal des frühen 20. Jahrhunderts spielt, die die leider verhinderte Schauspielerin Yael Schüler im Dorsten des 21. Jahrhunderts an diesem Abend in einem Stück über sie vertreten soll. Schließlich beschäftigt sich Yeva Lapsker mit der Tradition des jiddischen Tanzes und erarbeitet diese mit einem Live-Orchester gemeinsam mit den Teilnehmenden im Hier und Jetzt.

Wir freuen uns auf ein vielseitiges Programm.

Kathrin Pieren



rogramm

Trio Cannelle

Witzig und feurig, melancholisch und stilvoll, betörend und frech: musikalische Perlen der 1920er

»Let's meet for a Kneidel soup -3rd generation mash-up«

Immersives Theater mit Nadia Migdal und Uri Fahndrich (Deutsch und Englisch) - Weltpremiere

Duo Meitar (Gitarre und Gesang) mit dem Programm »Interkulturell«

Eine folkloristische Lieder-Reise zwischen den Kulturen

Tanzworkshop

von Yeva Lapsker mit live Klezmer-Musik

Trio Folkadu

Musik zwischen jüdischen Traditionen, westlichem Musikklang und den Klängen des Nahen Ostens

Theaterproduktion mit Yael Schüler

»Schüler & Schüler« (mit Texten von und über Else Lasker-Schüler)

Eintritt 10 € pro Veranstaltung

Das detaillierte Programm wird in einem Flyer und auf der Website des Museums zu finden sein.





Lions Club Dorsten-Hanse

GESICHT EINER FLUCHT

Wanderausstellung



»Lass es fliegen, lass es fliegen!«, rief Sabriehs Ehemann Reza, als ihr bei einer Fahrradtour erneut das Kopftuch vom Haar rutschte. Reza ist der Auffassung, dass Moslem zu sein vom Denken abhängt und nicht davon, ein Kopftuch zu tragen. Seit dieser Fahrradtour trägt Sabrieh kein Kopftuch mehr und fühlt sich sehr wohl so. In ihrer Heimat Iran wäre das nicht möglich. Dort tragen Frauen in der Öffentlichkeit Kopftuch und Bekleidung mit langen Ärmeln.

Als Sabrieh im Jahr 2015 mit ihrer Familie nach Deutschland kam, war ihr hier alles fremd. Sabrieh selbst sagt: »Ich war schockiert.« Sie musste sich an die Menschen, die Kultur und das Klima gewöhnen. Und sie vermisste ihre Familie. Aber Sabrieh machte immer wieder gute Erfahrungen. Schon im Flüchtlingscamp gab es Leute, die ihr einfach helfen wollten, ihr zuhörten, obwohl sie sich kaum verständigen konnten. Mittlerweile hat Sabrieh gute Bekannte in Deutschland und Freundinnen, genau wie ihre Kinder. Ein Mann, eine Art Integrationslotse, der ihr das Ankommen in Deutschland erleichtern soll, unterstützt sie und hat sie zum Beispiel zu Ärzten gefahren, als sie krank war.

Sabriehs Ehemann Reza hat Sprachkurse besucht, seinen LKW-Führerschein gemacht und arbeitet nun in seinem Beruf. Sie selbst geht zur Schule und macht ihren Realschulabschluss. Für den Sommer hat Sabrieh bereits einen Ausbildungsplatz zur Pflegefachfrau.

Die Familie hatte zunächst für drei Jahre eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. 2020 ist diese erneut für weitere drei Jahre verlängert worden. Sabrieh sagt, dass es eigentlich keine Gründe geben sollte, warum sie gehen müssen. Und sie möchte auch nicht zurück in ihre Heimat, um dort zu leben, nur um ihre Familie zu besuchen. Zu ihrer Schwester und ihrer Mutter hat sie Kontakt. Die erzählen ihr von vielen Schwierigkeiten im Iran. Sabrieh selbst sieht keine Nachrichten mehr. »Man hört nur schlechte Dinge. Ich sehe für unser Land keine gute Zukunft«, sagt sie.

Sabrieh hat im Rahmen des Projekts »Schau mich an - Gesicht einer Flucht« mutig ihre Geschichte erzählt. Sie und viele andere sind die Gesichter der gleichnamigen Ausstellung des Asylkreises Haltern am See. Wer sind sie, warum mussten sie fliehen und was hahen sie

unterwegs erlebt? Wie geht es ihnen in Deutschland? Das sind die Fragen, die den Rahmen der Interviews bilden.

Die Ausstellung gibt aber auch deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen der jüngeren Geschichte Gesichter. Den Deutschen, die im Zweiten Weltkrieg Flucht und Vertreibung erlebten oder aus der DDR flüchteten. Sie berichten, wie sie damals flüchteten und wie sich diese Ereignisse auf ihr Leben auswirkten.

Die Ideengeberin Gerburgis Sommer erklärt rückblickend, dass erst im Laufe des Projekts deutlich wurde, welches Potential in ihm steckt. Das Ziel war ursprünglich, Verständnis für die Situation geflüchteter Menschen zu wecken und Ängste der Halterner Bevölkerung abzubauen. Doch das Thema Flucht erfährt durch die Porträts der deutschen Geflüchteten eine persönliche Dimension. Dabei drängt sich unweigerlich die Frage auf: Wohin würde ich gehen, wenn meine Heimat nicht mehr meine Heimat sein kann?

Mareike Fiedler



Eine Aufbewahrungsschachtel für Mazzen der Mazzenbäckerei Joseph Marcus, Burgsteinfurt

Ein neues Exponat im Jüdischen Museum Westfalen

Von einem Mitarbeiter des Joods Historisch Museum in Amsterdam kam per E-Mail ein Angebot. Bei einer Überprüfung ihres Sammlungsbestands sei man auf eine Schachtel zum Transport und zur Aufbewahrung von Mazzen gestoßen. Der Aufschrift nach stamme sie von einer Bäckerei aus Burgsteinfurt in Westfalen. Da dieser Ort außerhalb ihres Sammlungsgebiets liege aber das Stück zu uns gut passen müsste, möchten sie uns diese Schachtel gern schenken.

Als die Schachtel kurze Zeit später in Dorsten eintraf, zeigte sich, dass wir nicht nur ein schönes Exponat für unsere Sammlung erworben hatten, sondern zudem auch ein interessantes Stück zur jüdischen Geschichte Westfalens.

Die Bäckerei wurde 1839 von den Brüdern Moses und Joseph gegründet. Sie waren die jüngsten Söhne von Elias Marcus (II.). Er hatte die beiden für das Bäckerhandwerk ausgewählt, weil es sich gut mit dem Getreidehandel, den er neben seiner Gerberei betrieb, verknüpfen ließ.

EIN INNOVATIVER BETRIEB

Das Bäckerhandwerk war nicht unbedingt dazu geeignet, den Lebensunterhalt für eine oder sogar zwei Familien zu erwirtschaften. Viele Menschen backten damals ihr Brot noch selbst. Daher backten die meisten Bäcker nur zweimal pro Woche. Den Brüdern gelang es aber, die Burgsteinfurter*innen von ihren Backwaren zu überzeugen, sodass sie sechsmal wöchentlich produzierten. Da eine derart hohe Produktion zu anstrengend war, beschlossen sie, als erste Bäcker in Westfalen, eine Maschine zum Kneten und Walzen von Teig anzuschaffen. Die Maschine musste allerdings noch von Hand bedient werden.

1849 verließ Moses das Geschäft und trat all seine Anteile an seinen Bruder ab. Die Gründe für diese plötzliche Entscheidung



sind nicht überliefert. Einige Jahre später übernahm Joseph auch den kleinen Getreidehandel von seinem Vater. Joseph betrieb die Bäckerei sehr erfolgreich und wurde zu einem angesehenen Mitglied der jüdischen Gemeinschaft in Burgsteinfurt. Dort war er viele Jahre in verschiedenen Gremien und Funktionen tätig. Mit seiner Bäckerei ging es stets aufwärts, aber insgesamt mit mäßigem Tempo.

Die Beschaulichkeit änderte sich Mitte der 1880er Jahre. Joseph war fast schon 65 Jahre alt, seine Söhne Elias (IV.) und Philipp hatten bereits einen Großteil der Verantwortung für das noch kleine Familienunternehmen übernommen. Sie planten die Erweiterung der Bäckerei zu einem Fabrikunternehmen. Produziert werden sollten nur noch Mazzen.

VON BRÖTCHEN ZU MAZZEN

Für den Umstieg auf eine ausschließliche Mazzenproduktion gab es zwei gute Gründe. Mazzen, das rituelle ungesäuerte Brot für die Pessachzeit, wird nur aus Wasser und Weizenmehl gebacken und ist daher lange haltbar. Es war somit ein ideales Produkt für den Transport weit über die Grenzen von Burgsteinfurt hinaus bis hin zu einer internationalen Kundschaft.

Hinzu kommt, dass das Pessachfest seit jeher zu den beliebtesten Festen gehört, und von nahezu allen Jüdinnen und Juden gefeiert wird, unabhängig von ihrer Religiosität. Das versprach einen großen und stabilen Umsatz.

Auch die für eine überregional, ja sogar international angelegte Geschäftsidee benötigte Infrastruktur war vorhanden. Seit 1875 gab es mehrere Eisenbahnlinien, über die das Ruhrgebiet angefahren werden konnte, wie auch die Nordseehäfen Wilhelmshaven und Bremerhaven. Über Enschede konnten Ziele in den Niederlanden erreicht werden.

Für die Produktion der Mazzen kauften sie eigens konstruierte Maschinen, die seit einigen Jahren auf dem Markt waren. Trotz der Bedenken einiger ultrakonservativer Rabbiner hatte sich die maschinelle Produktion von Mazzen durchgesetzt. Zwischen 1890 und 1906 errichtete Joseph Marcus mit seinen Söhnen Elias und Philipp eine für Burgsteinfurt mittelgroße Industrieanlage. Gemeinsam brachten sie die Firma Marcus zu Weltruhm. Vater Joseph konnte den Erfolg des Unternehmens nur noch kurze Zeit erleben. Er starb am 4. Juli 1909.

EIN INTERNATIONAL TÄTIGES UNTERNEHMEN

Die neue Fabrik war für viele Burgsteinfurter sicherlich beeindruckend. Auf erhalten gebliebenen Briefbögen bekommt man einen Eindruck von der Gebäudeanlage. Im Mittelpunkt steht ein viergeschossiges Gebäude, in dem sich die Bäckerei mit zwei großen Öfen befand. Hinzu kamen ein Kessel- und ein Maschinenhaus mit der Dampfmaschine. einem Generator und zwei Antriebsmotoren für die Mazzotmaschine und weitere Geräte. Vervollständigt wurde die Anlage noch durch ein Lagerhaus und einen 16 m hohen Schornstein.

Da Mazzen fast ausschließlich zu Pessach gekauft und gegessen werden, erfolgte die Produktion nur von November bis April im Saisonbetrieb. Im Sommer blieben die Öfen kalt.

Selbstverständlich erfolgte die ganze Produktion unter Koscherbedingungen. Die Aufsicht hatten Landrabbiner Dr. Loeb aus Emden und Rabbiner Dr. Marx aus Recklinghausen. Vor Ort kontrollierte Joseph de Vries, der Synagogendiener der Gemeinde, die Produktion. Der aus den Niederlanden stammende de Vries besaß offenbar sowohl die strenge orthodoxe Religiosität als auch die notwendigen Kenntnisse der Kaschrut, der Speisegesetze.

Ein Jahr vor der Jahrhundertwende verzeichnete die Mazzenfabrik Marcus ihren ersten großen Erfolg. Auf einer Lebensmittelfachausstellung in München wurden die Mazzen mit einer Goldmedaille ausgezeichnet. Joseph Marcus und seine Söhne Elias und Philipp schafften es, innerhalb weniger Jahre zum bedeutendsten Mazzenfabrikanten im Deutschen Reich zu werden. Sie lieferten nicht nur in die Nachbarländer, sondern u.a. auch nach Russland, Finnland und Norwegen.

AUFSCHWUNG UND NIEDERGANG

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachte auch der Mazzenfabrik Marcus tiefe wirtschaftliche Einschnitte. Nach dem Krieg gab es zudem antisemitische Angriffe, die die Konsolidierungsbestrebungen erschwerten. Ab 1924 brachte der einsetzende wirtschaftliche Aufschwung der Familie Marcus wieder alte Kunden zurück und neue Kunden hinzu. Die Fabrik wurde erweitert, um alle Bestellungen bedienen zu können. Doch der Aufschwung dauerte nur wenige Jahre. Die Weltwirtschaftskrise 1929 traf auch die Mazzenfabrik mit voller Härte. Doch das war nur der Anfang von einem langen Ende. Unter den Nationalsozialisten wurde es für ein jüdisches Unternehmen zunehmend schwieriger zu produzieren.

Die Familie versuchte, den Betrieb in die Niederlande zu verlegen, und transferierte große Teile ihres Vermögens in bar über die Grenze. Das blieb nicht unentdeckt und brachte ihr 1937 eine Anzeige wegen Verstoßes gegen das

»Reichsfluchtsteuergesetz« ein. Der gesamte bewegliche und unbewegliche Besitz wurde zwangsversteigert und die Firma Joseph Marcus 1938 »von Amts wegen« aus dem Handelsregister gelöscht. Elias und Philipp mussten dieses Ende ihrer Mazzenfabrik nicht mehr erleben. Beide starben bereits 1930. Die übrigen Familienmitglieder konnten die NS-Zeit im Exil überleben.

Heute ist die Geschichte der Familie Marcus und ihrer Mazzenfabrik nur wenigen Kenner*innen der Burgsteinfurter jüdischen Geschichte bekannt. Die »unscheinbare« braune Schachtel kann helfen, diese Geschichte über das Museum und seine Kanäle wieder bekannter zu machen.

Eine ausführliche Beschreibung der über 160-jährigen Geschichte der Familie Marcus in Burgsteinfurt finden Sie in: Willi Feld, Lebensbilder, Die Juden in der Geschichte der ehemaligen Stadt Burgsteinfurt Teil II. Lit Verlag, Münster 2004. S. 15-87.

Thomas Ridder



»Wir deutschen Juden 321 – 1932. Argumente gegen den deutschen Antisemitismus«

Ein neues Exponat zur jüdischen Selbstbehauptung im JMW

Es finden sich bereits Auszüge der Loseblattsammlung »Anti-Anti« des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in der Dauerausstellung »L'Chaim – Auf das Leben«. Diese werden um die Broschüre »Wir deutschen Juden 321-1932. Argumente gegen den deutschen Antisemitismus« erweitert.

Als Reaktion auf den erstarkenden Antisemitismus im Kaiserreich und für die Durchsetzung der erlangten bürgerlichen Rechte im frühen 19. Jahrhundert entstand die Idee einer jüdischen Organisation. 1893 gegründet, hatte der Verein bereits in den 1920er Jahren mehrere zehntausend Mitglieder und viele Ortsverbände. Allen Mitgliedern ging das Selbstverständnis voraus, deutsche Staatsbürger zu sein. Der Verein entwickelte sich bis zu seiner Auflösung 1938 zur größten jüdischen Interessenvertretung der Weimarer Republik, die sowohl für die bürgerlich assimilierten als auch für orthodoxe Juden eintrat. Neben verschiedenen Publikationen zur Abwehr von Antisemitismus trat der Verein auch vereinzelt juristisch für seine Mitglieder ein. In seltenen Fällen kam es zu gerichtlichen Verhandlungen, die den institutionellen Antisemitismus offenbarten, indem die Strafen - wenn es denn welche gab - gering ausfielen.

Die nicht näher genannten Autoren beriefen sich in der Broschüre auf die kontinuierliche Anwesenheit von Jüdinnen und Juden seit dem Edikt Kaiser Konstantins im Jahre 321, welches auch 2021 zum Anlass genommen wird, um jüdisches Leben im heutigen Deutschland und seine Beständigkeit zu feiern. Die positiven Aspekte des Miteinanders stehen im Mittelpunkt der Feierlichkeiten. Und das ist es auch, was die Autoren der Broschüre »321-1932« im Sinn hatten: Gemeinsamkeiten aufzeigen, Vorurteile widerlegen und auf den Beitrag jüdischer Denker, Sportler*innen, Wissenschaftler und Künstler zur deutschen Identität hinweisen.

Beginnend mit dem Verweis auf die Muttersprache deutsch, die als verbindendes Element kulturellen Austauschs genannt wird, folgt die Aufzählung von 125 geschändeten jüdischen Friedhöfen seit 1923 und verdeutlicht, wie notwendig diese aufklärende Broschüre war.

Das Unverständnis über die Vorwürfe und zugleich das zeitgenössische Selbstverständnis jüdischer Deutscher spiegeln sich in folgendem Zitat wider:

»[Es] gibt [...] kaum eine Anklage, die die Juden so ungerecht und deshalb doppelt so hart trifft, wie der Vorwurf der Drückebergerei im Kriege.«

Die Begeisterung der Anfangskriegsjahre ergriff jüdische Deutsche ebenso wie ihre nichtjüdischen Kriegskameraden, die gemeinsam und patriotisch in den Ersten Weltkrieg zogen. An der Front waren jüdische Soldaten einem offensiven Antisemitismus ausgesetzt, der in der »Judenzählung« gipfelte, von der Regierung beauftragt und durchgeführt. Die Ergebnisse wurden nicht veröffentlicht, sodass die hohe Teilnahme jüdischer Soldaten



zunächst verborgen blieb. Im Auftrag des Centralvereins und weiterer jüdischer Organisationen leitete man daher wissenschaftliche Untersuchungen ein und kam auf eine (mit Dunkelziffer inbegriffene) Anzahl von etwa 12.000 gefallenen jüdischen Soldaten im Ersten Weltkrieg. Trotz aller wissenschaftlicher Genauigkeit verstummten die antisemitischen Stimmen bezüglich der »Drückebergerei im Kriege« nicht. Dieses Beispiel macht sichtbar, wofür der Verein stand: sich mit penibler Akribie und Sachlichkeit der absurden und willkürlichen Judenfeindschaft entgegenzustellen und sich selbstbewusst inmitten der Gesellschaft zu platzieren.

Anja Mausbach





Vom Leben mit Bruchstellen

Der Corona-Winter 2020/21 ist vorbei: Endlich Frühling, Sonne, Wärme, Zeit für Lebenslust, vielleicht für Liebe – oder wenigstens für einen Roman, der die Liebe zum Thema hat. Zeit für »Zwischen Du und Ich« von Mirna Funk. Grammatisch nicht so ganz korrekt, aber darüber lässt sich hinwegsehen.

Da treffen aufeinander die Berlinerin Nike und der Israeli Noam, vom Zufall und dann, wie man das heute so macht, von Instagram gesteuert, 35 bzw. 40 Jahre alt, da hat man schon so einiges hinter sich, aber sicher auch noch gute Zukunftsprognosen. Als Nike von sich zu erzählen beginnt, pflegt sie den Stolperstein, der an die Urgroßmutter erinnert; die Großmutter ist immer noch mehr dem Kommunismus als dem Judentum verpflichtet, die Mutter bar aller jüdischen Identität. Nike jedoch, deren Beziehung vor längerer Zeit an den Gewaltexzessen des Partners scheiterte, hält Vorträge über »Juden in der DDR«, entschließt sich, nach Tel Aviv zu gehen, vielleicht sogar Alija zu machen: »Ich will ein anderes Leben.« (S. 31) Dort, wo Nike die Möglichkeit wittert, mit ihrem bisherigen Leben abzuschließen, gibt es Noam, eigentlich das ganze Gegenteil zu Nike. Die arbeitet konzentriert, kontrolliert, systematisch, beachtet, auch beim Erzählen, jedes Detail, nichts darf vergessen, vernachlässigt werden; so ergeben sich bisweilen übergenaue Darstellungen von eigentlich belanglosen Episoden, die aber doch so viel über sie verraten.

Ihr gegenüber Noam, der erfolg-, bald auch arbeitslose Journalist, Kettenraucher, ungepflegt, von Potenzproblemen und Lebensangst gequält und von der Finanzkraft seines Onkels Asher abhängig. Wenn Noam eingangs bekennt, »komisch drauf« zu sein, fasst er seine ganze Situation in dieser Phrase zusammen. Die Mutter Miri, Tochter zweier Holocaust-Überlebender, ist nach dem Tod ihres Ehemanns nach Deutschland zurückgekehrt, so wächst Noam bei

Asher auf und bleibt seinen Launen, seinen Gewaltausbrüchen, seinen ordinären Sprüchen ausgeliefert. Eine alte Frau rüttelt den Antrieblosen auf: »Du weißt, dass der Krieg vorüber ist, oder? Das KZ wurde befreit. Niemand ist mehr dort. Nur du. Dein Überlebenskampf hat keinen Grund. Für wen du auch immer noch bleibst, lass ihn zurück. Es ist okay. Das Leben hat längst begonnen.« (S. 104)

Zwei Menschen mit ihren komplizierten Biografien, das dürfte schwierig werden. Und so entwickelt sich die Geschichte denn auch, mit komplexen Charakteren, überraschenden Wendungen, fesselnden Schauplätzen, die red shoes-Installation als Protest gegen die Gewalt an Frauen gehört dazu, das Ereignis vom 04.12.2018 wird bruchlos in die Erzählung integriert.

Mirna Funk, für ihr Romandebüt »Winternähe« mit dem Uwe-Johnson-Preis ausgezeichnet, besitzt erstaunliche Ähnlichkeiten mit ihrer Protagonistin, nun, eigentlich ist es wohl eher umgekehrt, derselbe Geburtsort (Ost-Berlin), nahezu dasselbe Geburtsjahr, beide mit großem Interesse für das Leben der jüdischen Minderheit im real existierenden Sozialismus und in der Nach-Wendezeit: Mirna Funk verfasst im Übrigen seit zwei Jahren die monatliche Kolumne »Juden heute« in der »Vogue«. Sie ist die Urenkelin von Stephan Hermlin, der 1936, als Jude und Kommunist gleichermaßen bedroht, nach Palästina emigrierte, 1945 nach Deutschland zurückkehrte und schnell zu einem der bekanntesten und einflussreichsten Schriftsteller der DDR avancierte. Und sie arbeitet mindestens so stringent wie ihre Erzählfigur Nike, die aus der Ich-Perspektive berichtet, während ein personaler Erzähler die Noam-Kapitel gestaltet. Dabei umfasst Teil 1 je ein Nike- und ein Noam-Kapitel zu je 47 Seiten, auch Teil 2, nun in der alternierenden Abfolge kürzerer Kapitel, besteht aus 94 Seiten, wobei die Eingangskapitel dieselbe Szene - Nike

kauft auf dem Markt ein, Noam beobachtet sie und erkennt in ihr die Chance für einen Neuanfang – aus den unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Teil 3 fällt mit 100 Seiten nur unwesentlich aus dem Rahmen, die Nike-Kapitel sind ein wenig umfänglicher geraten, wofür es gute Gründe gibt. Glücklicherweise gelingt es der Autorin, bis auf den Erzählerwechsel diese strukturelle Basis gar nicht spürbar werden zu lassen, so spontan und authentisch lässt sie ihre Personen agieren. Deren Vor- und Familiengeschichten müssen sich die Leser*innen schrittweise erarbeiten, außerdem erfahren sie en passant einiges über jüdische Traditionen, mehr jedenfalls, als Nikes Mutter bislang mitbekommen hat. Was die detailverliebten Protokolle von sexuellen Aktivitäten und WC-Szenar angeht, hätte sich Frau Funk mehr auf die Phantasie ihrer Leser*innen verlassen können. »Weniger ist mehr«, hat schon der gute, alte Wieland gesagt, und das gilt immer noch und hat für diesen Fall mit Prüderie nur wenig zu tun.

Wichtiger ist ohnedies eine ganz andere, von Nike formulierte Erfahrung. »Jedem von uns ist schon einmal Schreckliches angetan worden. Mir, dir, uns allen. Es gibt keinen Menschen ohne Bruchstelle im Leben.« »Wer sollte das besser wissen als wir Juden«, pflichtet Noam ihr bei (S. 186). In Yad Vashem wird Nike endlich erfahren, was der Urgroßmutter widerfuhr, wird verstehen, was ihre Großmutter umtreibt - immer der Bruch, der sich durch ein Leben zog, eine Leerstelle hinterließ, die die Nachkommen begreifen und akzeptieren müssen, um ihre Identität jenseits der Opferrolle zu finden. »Los, wir schnappen uns die Jüdin!«, haben kleine dicke Jungen in Bomberjacken der siebenjährigen Nike nachgerufen, während Noam in demselben Alter von seinem Basketballtrainer sexuell missbraucht wurde. Die Erinnerungen daran lassen sich nicht auslöschen, werden immer wieder an die Oberfläche gespült, auch und vor allem dann, wenn sich Neues anbahnen könnte.

»ich dulde gar nichts zwischen dir und mir / und gehe mutig in das Los hinein / uns beide anzusehn so wie wir sind ...« So Christine Lavant (1915-73), die als ebenso hervorragende wie unbekannte Verfasserin erotischer Poesie diese Verse hinterließ. Die Liebe, die sie postuliert, duldet keine Distanz, keine Lüge, keine Angst vor Wahrheit und bedingungsloser Nähe. Eine solche Liebe zu leben ist Nike und Noam nicht möglich. »Und vielleicht können zwei Menschen mit so viel Vergangenheit in ihren Leben sich niemals gegenseitig anerkennen. Sich nicht sehen, sich nicht fühlen, sich nicht spüren, sich nicht annehmen. Nicht gut füreinander sein.« (S. 285) Da bleibt es beim Ich und beim Du, so nachdrücklich, dass die eigentlich notwendige grammatische Flexion ausbleibt: »Zwischen Du und Ich« klafft »die Leerstelle, die die Ereignisse hinterlassen haben« (S. 295). Schon den Großeltern und Eltern

fehlte »ein Mindestmaß an ungestörter Entwicklung« (S. 267), die Nachkommen besitzen dann keine wirkliche Entscheidungsfreiheit mehr, müssen mit den ererbten Traumata leben, mit den emotionalen Blockaden, mit der Flucht in Apathie oder Panik, Disziplin oder Chaos, Anpassung oder Gewalt. Die Begegnung mit Miri wird Noams Hass schüren, das Gespräch mit der Großmutter weist Nike Wege, mit den Brüchen und Leerstellen in ihrem Leben umzugehen.

Nein, ein Maienglück schenkt der Roman seinen Leser*innen wahrlich nicht. Immerhin wird es, als er endet, Frühling in Tel Aviv, Zeit eines Neubeginns, für Nike endlich der Zeitpunkt, sich mit den Gewaltausbrüchen ihrer Liebhaber auseinanderzusetzen. Das ist doch auch schon etwas ...

Reinildis Hartmann





Neue Bücher

Aus der LiteraturHandlung



MARTIN GOODMAN

Die Geschichte des Judentums. Glaube, Kult, Gesellschaft

785 S., 38.- €, Klett-Cotta

Das Judentum ist eine der ältesten Religionen der Welt. Trotz außergewöhnlich

diverser Ausprägungen und vielfältiger Glaubensvorstellungen hat es eine besondere Identität im Laufe von mehr als 4000 Jahren bewahrt. Goodman erklärt, wie diese Religion entstand, wie sie sich entwickelte und veränderte, und wie sich die unterschiedlichen Ausprägungen des Judentums zueinander verhalten.

Der Autor nimmt den Leser mit auf eine Reise durch die Jahrtausende: von den Anfängen des Judentums in einer Umwelt, die an viele Götter glaubte, über den Tempelkult zur Zeit Christi bis in die Moderne. Er erzählt die Geschichte der Rabbis, der Mystiker und der Messiasse des Mittelalters und der frühen Neuzeit und schildert die vielfältigen Formen und Ausprägungen des Judentums. Anschaulich und zugänglich erklärt er die Institutionen und die Vorstellungswelt des Judentums von den Anfängen bis in die Gegenwart.



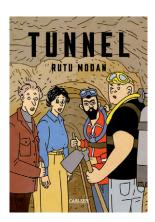
MICHAEL CHIGHEL

Kabale. Das Geheimnis des hebräischen Humanismus im Lichte von Heideggers

Denken

294 S., 29,80 €, Klostermann Rote Reihe

An der Streitfrage, ob Heidegger in den »Schwarzen Heften« auch eine antisemitische Position vertreten hat, hat sich bisher noch keine ausdrücklich jüdische Stimme beteiligt. In diesem Buch widmet Michael Chighel Heideggers Äußerungen zum Judentum eine intensive Untersuchung aus dem Geist von Kabbala und Tora, in der er zu überraschenden Einsichten kommt. Das eigentliche Problem jener Äußerungen liege nicht im Antisemitismus, sondern an einer anderen Stelle in Heideggers Verhältnis zum Judentum – in dessen Gegenstellung zu einem fest im religiösen Judentum verwurzelten Humanismus. Chighels Interpretationen, die zugleich den Charakter einer Einführung in die Grundlagen des jüdischen Religionsdenkens tragen, führen so zu Betrachtungen, die in der Diskussion um Heideggers Denken breiteste Aufmerksamkeit verdienen.



RUTU MODAN

Tunnel

280 S., 28.- €, Carlsen Comics

Sperranlagen an Grenzen bringen die Menschen dazu, nach Möglichkeiten zu suchen, sie zu umgehen. Stellen Sie sich vor, eine Gruppe Israelis baut einen Tunnel in die Westbank, weil sie dort religiöse Artefakte vermutet. Ebenso zielstrebig bauen Palästinenser in entgegengesetzter Richtung ihren unterirdischen Gang. Als sich diese Wege kreuzen, müssen sie sich irgendwie arrangieren, wenn sie nicht auffliegen wollen. In diesem Comic

vermischt Rutu Modan eine Abenteuergeschichte, die an Indiana Jones erinnert, mit einer Gesellschaftssatire über den israelisch-palästinensischen Konflikt. Die Finessen und Wendungen in diesem Comic sind ebenso vielfältig und kompliziert wie in der Lebenswirklichkeit vieler Menschen in Israel und dem Westjordanland.



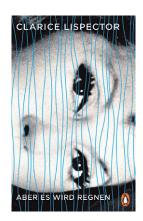
MARC FIELITZ/ **HOLGER MARCKS**

Digitaler Faschismus. Die sozialen Medien als Motor des Rechtsextremismus

265 S., 16.- €, Duden Verlag

Der Erfolg rechtspopulistischer Politiker*innen oder die Zunahme rechtsmotivierter Gewalttaten können nicht ohne die Rolle der sozialen Medien beurteilt werden. Dass es sich nicht nur um eine reine »Online-Radikalisierung« handelt, haben auf tragische Weise rezente Anschläge gezeigt. Die Autoren untersuchen in »ihrem Buch die manipulativen Strategien und psychologischen Tricks, die von rechtsextremen Akteuren in den sozialen Medien eingesetzt werden, um Hass zu verstärken oder die Mehrheitsverhältnisse zu verzerren«. Die beiden Autoren sehen die zunehmende Radikalisierung innerhalb der sozialen Netzwerke dabei nicht als Zufall. Dass deren Wirken eine solche Dynamik entfalten kann, hat wiederum mit der Funktionsweise der sozialen Medien selbst zu tun, die

die Entstehung und Verbreitung von Bedrohungsmythen begünstigt. Wie lässt sich dieser »digitale Faschismus« bändigen, ohne die liberale Gesellschaft und das Recht auf freie Meinungsäu-Berung in Mitleidenschaft zu ziehen?



CLARICE LISPECTOR

Aber es wird regnen 350 S., 22.- €, Penguin-Verlag

Zum 100. Geburtstag der Autorin liegt nun der zweite und letzte Band der gesammelten Erzählungen vor. Auch er zeigt die brasilianische Ausnahmeautorin wieder als einzigartige Chronistin des weiblichen Lebens und seiner Abgründe: Eine junge Frau entdeckt nach vielen Demütigungen das ekstatische Glück des Lesens. Eine Beobachterin taucht in fremde Menschen ein und wird zu deren Fleisch. In 44 Geschichten, entstanden auf dem Höhepunkt ihrer literarischen Karriere und für diese Ausgabe neu übersetzt, paaren sich widersprüchlichste Gefühle und kühne Bilder mit philosophischer Erkenntnis. Lispector macht uns staunen - nicht zuletzt über die Kompliziertheit des Lebens.

»Von der ›offenen Wunde‹ des Lebens erzählt Clarice Lispector in einer einfachen und zugleich eindringlichen Sprache, deren Möglichkeiten sie ausreizt (und die dem Übersetzer große sprachliche Phantasie abverlangt). So entfalten diese Erzählungen eine unheimliche, surrealistische Wirkung, die lange anhält.«

Ges

Wie erinnern wir an den Nationalsozialismus und den Holocaust, wenn die Zeitzeug*innen nicht mehr erzählen können?

Zweitzeugen e.V.: Ein Engagement für Erinnerung und gegen Antisemitismus



Die Frage »Was kommt nach den Zeitzeug*innen des Holocaust?« wird schon länger gestellt und ist aktueller denn je. Einige Akteur*innen stellen diese Frage mit großer Sorge, andere sehen sie als Herausforderung oder auch als Chance für die derzeitige Erinnerungskultur – sie zu entwickeln und möglicherweise neue Formen der Erinnerung zu schaffen.

Der Verein ZWEITZEUGEN e.V., ehemals HEIMATSUCHER e.V., hat eine Möglichkeit gefunden, auf diese Frage zu reagieren: Geleitet von Elie Wiesels »Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden« dokumentiert der Verein die Lebensgeschichten von Zeitzeug*innen des Nationalsozialismus und Überlebenden des Holocaust, trägt die Erinnerung an die Zeitzeug*innen in Magazinen sowie einer Wanderausstellung weiter und vermittelt Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Workshops, wie sich die nationalso-

zialistische Ideologie auf das Leben von 34 als Juden*Jüdinnen Verfolgten, einer Zeugin Jehovas und zwei Männern, die in der Täter*innengesellschaft des Deutschen Reiches aufgewachsen sind, die Hitler-Jugend und die Wehrmachtsausbildung durchlaufen haben, ausgewirkt hat.

Die Ehrenamtlichen des Vereins, insbesondere die Workshopleiter*innen, haben es sich zur Aufgabe gemacht, als zweite Zeug*innen der Zeitzeug*innen, als Zweitzeug*innen, die Erinnerungen der Zeitzeug*innen weiter zu erzählen und von den Begegnungen mit ihnen zu berichten. Bis heute steht die Frage, mit der das Projekt begann, im Fokus: Was war eigentlich nach 1945? Hier geht es um das Bewusstsein, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges nur in seltenen Fällen eine »Befreiung« für diejenigen war, die verfolgt, deportiert, inhaftiert und beinahe zu Tode gequält wurden, sei es durch Arbeit, Hunger, Krankheit, Experimente

sowie Folter. Die mehrfache Traumatisierung, das extreme Trauma der Shoah, zeigt bis heute seine Folgen bei denjenigen, die als Juden*Jüdinnen verfolgt wurden, und auch bei ihren Familien.

In der Wanderausstellung und den Workshops in Schulen sowie außerschulischen Einrichtungen können Interessierte bundesweit selbst zu Zweitzeug*innen werden, indem sie den Workshopleiter*innen zuhören, die Lebensgeschichten der Zeitzeug*innen kennenlernen, sie bezeugen und anschließend weitererzählen. Kinder und Jugendliche haben basierend auf den Workshops eigene Formen der Erinnerung gefunden: Ein Musikkurs des Elsa-Brändström-Gymnasiums Oberhausen hat Klangcollagen komponiert, Teilnehmer*innen der Zweitzeug*innen-AG an der Wolfhelmschule Olfen haben 2020 eine eigene analoge, Schüler*innen des Berufskollegs Senne eine digitale Ausstellung erarbeitet, und Teil-

»Was kommt nach den Zeitzeug*innen? Zweitzeug*innen!«

nehmer*innen der AG »Täter*innenschaften im Nationalsozialismus« konzipieren Beiträge für den Instagram-Account des Vereins, um so Erinnerungskultur, gestaltet von jungen Erwachsenen, für alle zugänglich zu machen.

Der Verein wird auch durch ein sehr hohes Maß an ehrenamtlichem Engagement getragen: Mehr als 120 Personen tragen in den Teams Ausstellungen/Veranstaltungen, Bildung, Fundraising, Interne Entwicklung, Interviewaufbereitung, Kommunikation und Wissenschaft dazu bei, an die Zeitzeug*innen zu erinnern, und setzen sich gegen Antisemitismus ein. Dieses Engagement und die einzigartige Arbeit des Vereins wurde mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem StartSocial-Sonderpreis, verliehen durch Dr. Angela Merkel, der Joseph-Neuberger-Medaille der jüdischen Gemeinde Düsseldorf, dem Initiativpreis des Paritätischen Jugendwerks NRW sowie dem Sonderpreis des Engagementpreises NRW.

Im April 2020 startete das Projekt »Zweitzeug*innen im Fußball«: eine Kooperation zwischen ZWEITZEUGEN e.V., dem BVB Lernzentrum, einer Initiative des Fan-Projekts Dortmund e.V. und dem Bildungspark MG, getragen von De Kull Jugendhilfe e.V. Gefördert wird das Projekt von Aktion Mensch e.V. Die Workshops des Projekts finden in den Räumen der Lernzentren im Westfalenstadion und im Borussia-Park statt – weit außerhalb vom

Schulalltag und mit Möglichkeiten, über ein gemeinsames Engagement auch nach den Workshops nachzudenken.

ZWEITZEUGEN e.V. ermöglicht einen persönlichen Zugang zur Geschichte des Nationalsozialismus, indem Biographien von Zeitzeug*innen und die Begegnungen mit ihnen in den Mittelpunkt gestellt werden. Der Blick auf den*die einzelne, das Leben vor, während und nach dem Holocaust kann Kindern und Jugendlichen helfen zu verstehen, warum wir heute erinnern und in welchem Maß diese 12 Jahre auch noch mehr als 75 Jahre später Einfluss auf unsere Gesellschaften haben. Die analogen und

digitalen Angebote des Vereins können ein Einstieg oder eine Vertiefung für den Geschichts-, Religions-, Philosophie-, Ethikunterricht und vieles mehr sein. Vision des Vereins ist, möglichst vielen Menschen die (Über)Lebensgeschichten der Zeitzeug*innen zu erzählen, sodass immer mehr Zweitzeug*innen an die Zeitzeug*innen erinnern und ihre (Über)Lebensgeschichte weitererzählen können.

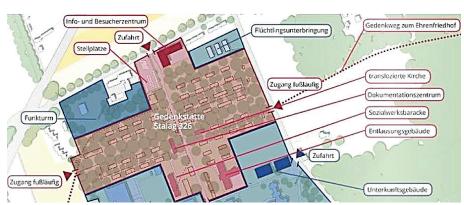
Die Antwort auf die Frage »Was kommt nach den Zeitzeug*innen des Holocaust?« ist für den Verein ganz klar: »Zweitzeug*innen!«

Vanessa Eisenhardt



»Stalag 326« – auf dem Weg zu nationaler Bedeutung?





In Ostwestfalen gibt es seit vielen Jahren einen Erinnerungsort, der - gemessen an seiner geschichtlichen Bedeutung - ein Schattendasein führt: die Gedenkstätte »Stalag 326 (VI K)« in Stukenbrock, in der an die Tausende sowjetischer und anderer Kriegsgefangener erinnert wird, die dort im Zweiten Weltkrieg festgehalten, in die Zwangsarbeit weiter verteilt wurden oder dort an den elenden Bedingungen starben. Das Lager mussten sie selbst errichten und zunächst in Erdhöhlen Zuflucht suchen. Dieser abgelegene Ort - am 2. April 1945 befreit - war damals »Drehscheibe« für die Verteilung von Zwangsarbeitern auf Fabriken, Kommunalverwaltungen, Handwerksbetriebe und Bauernhöfe in ganz Westfalen und auch im Rheinland.

300.000 sowjetische Gefangene litten dort, außerdem auch Franzosen, Italiener, Polen und Serben. Völlig gesicherte Zahlen gibt es bis heute nicht, doch sind jedenfalls mehr als 15.000 Menschen dort unter unmenschlichen Lebensumständen zu Tode gekommen; Schätzungen reichen aber bis zu 65.000 Toten. Die unter solchen bewusst in Kauf genommenen Lagerbedingungen (nicht nur hier) gestorbenen sowjetischen Kriegsgefangenen machen insgesamt die zweitgrößte Opfergruppe der NS-Verbrechen aus.

Die mangelnde Beachtung dieses Ortes und dieser Opfergruppe hat viel mit der Geschichte der Bundesrepublik zu tun: Unter den Vorzeichen des Kalten Krieges brachten nur kleine, meist linke und oft marginalisierte Gruppen Empathie und

Interesse für die sowjetischen Toten auf. Auch die Nachnutzungen des Geländes machten es nicht leichter: Internierungslager »Eselheide« für die Britische Zone, Flüchtlingsunterbringung über mehr als zwei Jahrzehnte und seit 1970 die »Landespolizeischule« NRW (weshalb der Zugang zur Gedenkstätte bis heute schwierig ist). Denn es gibt einen Erinnerungsort mit einer kleinen Ausstellung, der dort von einem ehrenamtlichen Team seit 1996 unter schwierigsten Rahmenbedingungen aufgebaut wurde. Schon seit den 1960er Jahren ist ein von den Überlebenden des Lagers angelegter Ehrenfriedhof einigermaßen würdig gestaltet.

Seit wenigen Jahren aber ist Bewegung in die Sache gekommen: Politiker*innen und Wissenschaftler*innen aus der Region haben die immense Bedeutung des Orts erkannt und seine Potenziale erkundet. Neue Forschungsansätze, archäologische Grabungen, diverse Tagungen brachten neue Erkenntnisse. Vor etwa vier Jahren ist die Landespolitik - fraktionsübergreifend - endlich wachgeworden, und auch der Landschaftsverband Westfalen-Lippe engagierte sich zunehmend. Eine noch nicht gänzlich öffentliche Machbarkeitsstudie des LWL vom Sommer 2020 lotet pädagogische und touristische Möglichkeiten aus, spricht von möglicherweise 200.000 jährlichen Besucher*innen in Zukunft und einer gesamtstaatlichen Bedeutung der Gedenkstätte. Eine Vernetzung mit anderen thematisch nahen Gedenkorten wie der Steinwache Dortmund und der Gedenkstätte Stalag VI A in Hemer wird

angestrebt, aber auch die Sichtbarkeit dieses Themas an den vielen Einsatzorten der Zwangsarbeiter überall im Land.

Im Dezember 2020 beschloss der NRW-Landtag die Förderung einer grundlegenden Umgestaltung der Gedenkstätte, die insgesamt 50 bis 60 Millionen EUR kosten könnte und aus Bundes- wie Landesmitteln finanziert werden muss. Neben den baulichen Resten muss Einiges an Infrastruktur (Besucherzentrum, Räume für Bildungsarbeit) neu errichtet werden. 25 Mio. € sind bereits in einem parlamentarisch fragwürdigen Schnellverfahren, ohne fachliche Begutachtung, vom Bundestag bewilligt. Die Lokalpresse notiert zu Recht: »Der Förderverein der Gedenkstätte, der mehr als 25 Jahre lang um jeden Cent kämpfen musste, dürfte sich die Augen reiben.«

Ein Antrag auf weitere Bundesmittel und ein Architektenwettbewerb sind in Vorbereitung. Für die dauerhafte Trägerschaft ist eine Stiftungsgründung im Gespräch, an der der LWL, das Land NRW, der Kreis Gütersloh, die Stadt Schloß Holte-Stukenbrock und wohl auch der Förderverein der bisherigen Gedenkstätte beteiligt sein könnten. Bleibt zu hoffen, dass die fachlichen Argumente, die eher für eine vorsichtigere Entwicklung sprechen, und die jahrzehntelang ausschlaggebenden zivilgesellschaftlichen Stimmen in diesem Groß- und Schnellprojekt nicht untergehen.

Norbert Reichling

Strouss, Eisendrath & Company

Und ein Blick auf die Kölner Familie Wolff

Ein kürzlich erworbener Briefumschlag weckte unser Interesse.

Er ist adressiert an Nathan Wolff in Gelsenkirchen b/Dortmund, Germany und wurde versandt von einer amerikanischen Firma namens Strouss, Eisendrath & Drom. Abgestempelt am 19. September 1895 in Chicago. Wenn man das nach 125 Jahren liest, wundert man sich schon, dass der Brief mit dieser Adressenbezeichnung – Gelsenkirchen bei Dortmund – angekommen ist. Den Inhalt des Briefes kennen wir nicht.

Die Firma Strouss, Eisendrath & Drom wurde 1885 in Chicago gegründet. Die Namensgeber waren Louis Eisendrath, Erno Strouss (sein Schwager) und Herr Drom. Ein Bekleidungsunternehmen, spezialisiert auf Damen- und Kinderbekleidung, das nicht nur seinen Vertrieb über verschiedene Kaufhäuser abwickelte, sondern es stellte in eigenen Produktionsbereichen die Kleider selber

her. Das Unternehmen entwickelte sich profitabel und umfangreich. Ein Katalog von 1907/1908 wirbt mit den Schlagwörtern »America's Largest Garment Line« oder »We sell over 10,000000 Garments a Year« mit Stützpunkten in St. Louis, St. Paul, Salt Lake und San Francisco. Nach dem Ausscheiden des Partners Drom wurde die Firma in Strouss, Eisendrath & Company umbenannt.

Einer von den Gründungspartnern war Louis Eisendrath, der bis 1915 Präsident der Firma blieb. Louis, geboren 1853 in Laer in Westfalen, seine Eltern waren Levi Eisendrath und Helena Felsenthal. Sein Vater Levi war 1842 mit seiner ersten Frau von Dorsten nach Laer ins Münsterland gezogen und hat dort bis 1864 als Getreidehändler gelebt, zuletzt mit seiner dritten Frau Helena Felsenthal und den sieben Kindern.

Levi Eisendrath ist 1864 in die USA zu seinen Brüdern emigriert, Helena zog mit den jüngeren Kindern zur Schwiegermutter Julia Eisendrath nach Dorsten und ist 1866 mit dem Schiff Hansa ab Bremen ihrem Mann in die USA nachgereist. Levi Eisendrath war in Chicago in der Likörfabrikation tätig.

Der Sohn Louis Eisendrath war zunächst Reisekaufmann, 1878 wurde er Mitglied der Firma Kahn, Nussbaum & Company. Seine Nichte, Ruth Eisendrath, berichtet in ihrer Doktorarbeit 1931 Folgendes über Louis: »My Grandmother (Helena) was a most ambitious woman, and so were her children. I remember a story of Uncle Louis, which has become famous since. He was the star salesman for Kahn-Nussbaum and Company, and used to get his income by way of commissions on his sales. One year



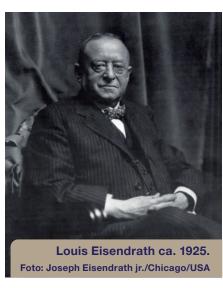
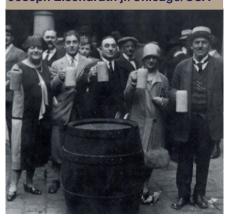


Foto: 1925 vor dem Münchner Hofbräuhaus: Joseph L. Eisendrath sen. mit seiner Frau Laura, Sohn Joseph und Tochter Blanche. Foto Joseph Eisendrath jr/Chicago/USA

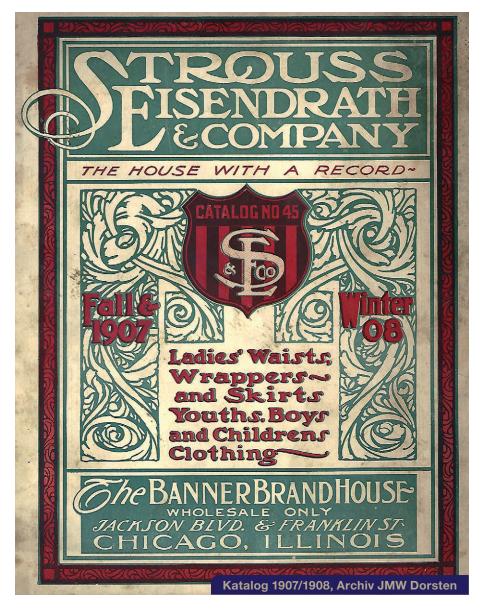


when the year was up his firm figured up that Louis Eisendrath made more money than any partner. So they called him into the office for a conference and told him that they wanted him for a partner. Of course Louis was elated. Soon, thereafter, by way of additional importance Uncle Louis was given the key to the private washroom or the toilet room which only the partners were permitted to use. Well the year went by, and he found out that he got less than he would have received had he still been a salesman working on a commission basis. Naturally he was not satisfied with this new arrangement and went to his partners and gave back the key to he partner's toilet room saying he would rather use the one which was used by the boys as there was more money in it for him.«

Louis Eisendrath heiratet 1874 Hannah L. Strouss aus Madison. Ihr Bruder ist ein weiterer Partner bei der Gründung der Firma Strouss, Eisendrath & Drom. Louis und Hannah haben drei Kinder: Blanche Louise, Joseph Louis und Leon Louis. Hannah starb 1913. Louis heiratet 1916 in zweiter Ehe Annie Straus Kahn in Chicago.

In den 1920er Jahren war Louis Vizepräsident der Franklin Trust & Savings Bank von Chicago. Auch war er Treuhänder der Sinai-Kongregation und Direktor der Jewish Charities of Chicago.

Nathan Wolff (1837-1925) war 1895 als Kaufmann in Gelsenkirchen tätig. Was er genau dort gemacht hat, konnten wir noch nicht herausfinden. Auch seinen Geburtsort konnten wir noch nicht bestimmen. Er heiratet 1869 in Chicago Bertha Eisendrath. Seine Frau ist 1849 in Laer geboren und 1866 in die USA emigriert. 1870 wird Nathan Wolff bei einer US-Zählung als verheiratet und in Chicago lebend gezählt. Aber schon zwei Jahre später, 1872, wird im Judenregister Westfalen/Lippe die Geburt von Isabella Wolff mit den Eltern Bertha und Nathan Wolff in Gelsenkirchen angezeigt. Wann die junge Familie von Amerika wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist und sich in Gelsenkirchen niedergelassen hat, wissen



wir nicht. Bertha und Nathan Wolff haben zwei weitere Kinder: Jenny und Kurt Wolff.

Die verwandtschaftlichen Verhältnisse sind jetzt auch bekannt. Bertha Wolff ist eine Stiefschwester von Louis Eisendrath. Sie sind 1866 zusammen in die USA emigriert.

Die Familien Wolff und Eisendrath haben guten Kontakt untereinander. Louis Eisendrath unternimmt mit seiner Familie viele Reisen unter anderem auch nach Europa, nach Deutschland, England, Frankreich und in die Niederlande. In Deutschland ist die Anlaufadresse immer Dr. Kurt Wolff, der jetzt Oberlandesgerichtsrat in Köln ist.

»Anyhow, in 1925 we were in Köln. My grandfather looked up one of our cousins who was a divorce magistrate and judge in Köln. His name was Kurt Wolff, and evidently he must have been related to Tante Eva. I do not know. Anyhow, Kurt was very nice. He was about my father's age. My father wanted to meet some of the relatives who lived in and around Köln, and suggested to Kurt that he contact and invite them to

a dinner, which my father would give before leaving Köln. This Kurt did and it was obvious that perhaps 40 different relatives came to my father's dinner's party, I remember distinctly that Kurt asked my father what he should order for the banquet, or rather the other way round, my father asked Kurt and Kurt immediately answered hummer. He said, these people have not had lobster for many years and it would be a real experience for them to have it at your party. And so it was. They got there lobster and they enjoyed it most thoroughly.«

Am 31. März 1933 stürmten SA und SS das Justizgebäude am Reichenspergerplatz in Köln und inhaftierten alle jüdischen Richter und Rechtsanwälte. Sie wurden unter Misshandlungen auf einem offenen Wagen durch die Stadt zum Polizeipräsidium gefahren. Dr. Kurt Wolff gehörte zu den Opfern dieser Aktion. Ende 1935 musste er seinen Beruf als Oberlandesgerichtsrat aufgeben.

Dr. Kurt Wolff, seine Verlobte Cläre Weinberg und seine Schwester Jenny Wolff verwitwete Lazarus sind am 22.10.1941 von Köln in das Ghetto Litzmannstadt

deportiert worden. Kurt Wolff wurde im August 1944 in Auschwitz ermordet.

Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel

Quellen

Dieser Artikel stützt sich auf Quellen aus dem Jüdischen Museum Westfalen, dem NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, dem »Juden- und Dissidentenregister in Westfalen und Lippe«, aus verschiedenen Privatarchiven und Sekundärliteratur. Mehr Information zur Familie Eisendrath aus Dorsten finden Sie hier:











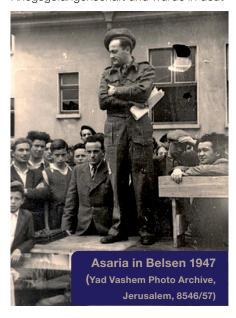


Zwischen den Welten: Zvi Asaria (1913 – 2002)

Eine einflussreiche, aber oft übersehene Persönlichkeit des Nachkriegs-Judentums in West- und Norddeutschland war der Rabbiner Zvi Asaria (der in seinem Wikipedia-Eintrag etwas vereinfachend als »jugoslawisch-israelisch« bezeichnet wird). Seine Lebensbahn ist tatsächlich eine europäisch-israelische Reise durch das gesamte 20. Jahrhundert; an diesem Weg werden zentrale Brüche und Stationen jüdischen Diaspora-Lebens deutlich.

Seine Eltern stammten aus Polen. Unter dem Namen Hermann Helfgott 1913 im serbischen Dorf Beodra (damals Teil des Habsburger Reiches) geboren, studierte er am jüdisch-theologischen Seminar in Sarajewo und an den Universitäten Wien und (nach dem »Anschluss« Österreichs) Budapest.

Nach Promotion und Rabbinatsexamen 1940 hatte er für kurze Zeit eine Rabbinerstelle in seiner Heimat inne, wurde aber 1941 zur jugoslawischen Armee eingezogen und als Feldrabbiner tätig. Die deutsche Wehrmacht besetzte im April 1941 das Königreich Jugoslawien, das wenige Tage später kapitulierte. Helfgott geriet in Štip/Mazedonien in deutsche Kriegsgefangenschaft und wurde in deutsche



sche Kriegsgefangenen- und Offizierslager in Rumänien, Nürnberg und Osnabrück verschleppt. Die Geschichte dieses Osnabrücker Offizierlagers VI-c, in dem mehrere hundert jugoslawische Offiziere jüdischer Herkunft inhaftiert waren, wird übrigens in jüngster Zeit erst erforscht; er selbst hielt fest, hier »eine jüdische Gemeinde in Anführungszeichen« aufgebaut zu haben. Am Kriegsende erfuhren die Gefangenen eine Irrfahrt der Verlagerungen nach Straßburg und Pommern; ein »Todesmarsch« nach Brandenburg und weitere Transporte ins Emsland und nach Nienburg an der Weser folgten.

IN BERGEN-BELSEN

Nach der Befreiung durch die Briten begab er sich in der vagen (und vergeblichen) Hoffnung, dort Familienangehörige wiederzufinden, ins Lager Bergen-Belsen und stand ohne jede Entlohnung den dortigen Überlebenden und weiterhin (u.a. in einer Typhus-Epidemie) Sterbenden bei. In den ersten Wochen wurde es zur Hauptaufgabe der dortigen Rabbiner, Tausende Bestattungen durchzuführen, denn allein im ersten Monat nach der Befreiung starben dort ca. 10.000 Menschen. Waren die angeordneten Massengräber nach dem jüdischen Religionsgesetz vertretbar? Immer wieder sah sich Helfgott mit der Forderung nach würdiger Einzelbeerdigung konfrontiert, die aus pragmatischen (seuchenvorbeugenden) Gründen eigentlich verboten war.

Bergen-Belsen wurde trotzdem zum Sammelpunkt vieler jüdischer Überlebender und zum Ausgangspunkt neuer Lebensplanungen. Und immer noch kamen – verstärkt nach den antijüdischen Pogromen in Kielce und anderen polnischen Städten – Flüchtlinge aus den Ländern Osteuropas. Jüdische Parteien gründeten ihre Ortsgruppen, es gab Schulen, Berufsbildung, Sport, Zeitungen, Theater, Kino, Konzerte und eine eigene Gerichtsbarkeit. Religiöse

Einrichtungen wie Mikwen, koschere Küchen und Jeschiwot entstanden in den Lagern. Die Aktiven sahen dieses selbst organisierte Leben als stolze Leistung an, doch mehrten sich bald die Mahnungen, dass jede Normalität des Lebens sich hier verbiete. Und im Rückblick äußerte auch Helfgott Kritik an dem von außen kommenden »Überangebot« religiöser Orientierungen: Die Konkurrenz zwischen Orthodoxie, Konservatismus und Reformjudentum habe die Identitätsfindung der Überlebenden eher behindert.



In diesen Jahren gehörte Helfgott zu den Mitbegründern der Bewegung Sh'erit ha-Pletah (»Der gerettete Rest« oder »Der Rest der Entronnenen«), die die überlebenden jüdischen Verfolgten vor allem in den DP-Camps sammelte, über alle politischen Differenzen hinweg ihre Interessen politisch vertrat und (Selbst-)Hilfe organisierte. Deren Repatriierung stieß auf vielerlei Hindernisse: »Für osteuropäische, speziell polnische Juden war eine Rückkehr in ein Land, in dem ihre Familien und Gemeinden vernichtet waren, in dem Antisemitismus weiterhin verbreitet war, undenkbar.« (Walter Schiffer)

Im Juli 1947 hielten die »Entronnenen« einen Kongress mit 185 Delegierten in

Bergen-Belsen ab. Die Mahnung eines Vortragenden »Es gibt keinen Platz für jüdische Kultur in Europa. (...) Es gibt keinen Platz für ein gesellschaftliches Leben in Deutschland« wurde leidenschaftlich diskutiert. In diesen Monaten wurden in mehreren Städten, u.a. in Lübeck, jüdische Friedhöfe verwüstet. Helfgott berichtete dem Kongress über die religiösen und sozialen Probleme der Überlebenden: rituelle Schlachtung, Trauungen, Beschneidungen sowie das sehr kontroverse Thema der »Mischehen«. In den jüdischen Gemeinden gab es nämlich viele Mitalieder, die ihr Überleben dem nichtjüdischen Ehepartner verdankten, und die sozialistischen Gruppen wehrten sich gegen den »Klerikalismus« der strengen Rabbiner. Ein Jüdisches Zentralkomitee und ein Exekutivkomitee (dem Helfgott angehörte) wurden gewählt, und eine Abschlussresolution hielt fest, dass allenfalls Alte und Kranke in Deutschland verbleiben sollten. (Diese Position vertraten ebenso alle internationalen jüdischen Organisationen und prominenten Sprecher*innen – die existierenden Gemeinden wurden als »Liquidationsgemeinden« angesehen. Und auch der die Juden und Jüdinnen weiterhin umgebende gesellschaftliche Antisemitismus setzte darauf, dass diese Deutschland verließen.) Einzelne Exponenten sahen Sh'erit ha-Pletah aber ungeachtet der vorangegangenen Erfahrung als Quell einer jüdischen Erneuerung und einer umfassenden zivilisatorischen Neubesinnung: »Unsere Tragödie muss zum Ausgangspunkt eines neuen Humanismus werden.« (Samuel Gringauz, 1946)

Anfang 1947 ernannte der Jüdische Weltkongress Helfgott zum Beauftragten für Erziehung und Kultur. Sein Zionismus geriet langsam in Konflikt mit der britischen Politik: Er förderte heimlich die »Volksdienst« genannte Rekrutierungs-Kampagne der Haganah, der jüdischen Untergrundarmee, die in Palästina gegen die britische Armee

für einen jüdischen Staat kämpfte. Die Haganah führte nachts auf dem Gelände des Lagers heimlich militärische Trainings durch. Sogenannte »Drückeberger« wurden öffentlich angeprangert - jedoch lag auch ein Konflikt mit manchen deutschen Gemeinde-Vertreter*innen in der Luft: Diese waren daran interessiert. dass nicht alle jungen jüdischen Männer und Frauen das Land verließen.

Helfgott reiste in seinen diversen Funktionen mehrfach nach London und Kopenhagen, führte Verhandlungen mit internationalen Hilfsorganisationen und schrieb Artikel für die DP-Zeitung »Unzer Sztyme«. Die jüdischen Gemeinden ernannten ihn im Mai 1947 zum Oberrabbiner der britischen Zone. Er bemühte sich in dieser Zeit intensiv um Schlichtung und Vermittlung zwischen den osteuropäischen und den deutschen jüdischen Gruppen.

Sein Tagebuch aus den Kriegs- und Nachkriegsjahren veröffentlichte er 1969 (erstmals auf Deutsch in den 1970er Jahren) in literarisierter Form unter dem Titel »Wir sind Zeugen«.

ZWISCHEN ISRAEL UND KÖLN

Im August/September 1948 reiste Helfgott (via München und Marseille) nach Israel, kämpfte im Unabhängigkeits-Krieg und arbeitete dann zunächst als Maschgiach, also als Aufseher über die Einhaltung der Speiseregeln. Im gleichen Jahr noch nahm er die israelische Staatsbürgerschaft sowie den Namen Zvi Asaria an. Später wurde er Rabbiner in den Krankenhäusern der israelischen Armee.

Er fuhr jedoch immer wieder durch Deutschland, um junge Juden zur Übersiedlung nach Israel zu motivieren. An ein solches Treffen in Köln erinnert sich in seinen Memoiren der Zeitzeuge Rolf Abrahamsohn aus Marl, Riga- und

Buchenwald-Überlebender: »Rabbiner Helfgott sagte uns damals: ,In 14 Tagen geht ein Schiff nach Palästina. Aber man muss versuchen, illegal reinzukommen. Es kann passieren, dass die Schiffe von den Engländern aufgebracht werden. Dann werdet ihr inhaftiert, nach Zypern gebracht und müsst dort noch ein oder zwei Jahre bleiben. (...) Aber ein KZ ist das nicht.' Da habe ich ihm geantwortet, Herr Rabbiner Helfgott, wissen Sie was? Einen Stacheldraht will ich nicht mehr von innen sehen.«



In den Folgejahren führte Asaria ein Leben zwischen Deutschland und Israel. Ab 1953 arbeitete er als Kulturattaché in der neu eröffneten Bonner Israel-Mission (es gab noch keine diplomatischen Beziehungen) und zugleich als Rabbiner in Köln. In der Gemeinde setzte er sich für die Integration und Gleichberech-



tigung der Mitglieder osteuropäischer Herkunft, aber auch für jüdisch-christliche Begegnungen ein. 1955 wirkte er bei der feierlichen Eröffnung des neuen Gemeinde-Betsaals in Recklinghausen mit. Im Herbst 1958 – der Wiederaufbau der Kölner Synagoge war bereits in vollem Gange – äußerte er gegenüber dem Kölner Stadt-Anzeiger: »Nun sind wir da, sind sicherlich vielen Deutschen unbequem und rütteln an ihr Gewissen. (...) Wir werden toleriert-. Das ist alles.«

Als Weihnachten 1959 an der kurz zuvor neu eröffneten Kölner Synagoge Hakenkreuze und antijüdische Parolen hinterlassen wurden, sah Zvi Asaria in diesen Vorfällen (es gab in wenigen Wochen Hunderte von Folgetaten) ein Zeichen der Renazifizierung. Anfang 1959 hatte es übrigens einen ganz ähnlichen, aber weniger beachteten Vorfall in Düsseldorf gegeben. Eine britische Zeitung zitiert



Asaria Anfang 1960 mit den Worten: »Solange die Deutschen damit beschäftigt waren, reich zu werden, hatten sie keine Zeit Unheil zu stiften. Aber wenn wieder einmal schwere Zeiten kämen, würde der Antisemitismus wieder hervorbrechen.«

DIALOG UND ZWEIFEL

Trotz solcher Erfahrungen engagierte er sich mit mehreren Veröffentlichungen in der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung (z.B. mit »Die Juden in Köln. Von

den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart«, Köln 1959, sowie einem Buch über den bedeutenden neo-orthodoxen Rabbiner Samson Raphael Hirsch, 1970). Er agierte auch weiter als Motor des christlich-jüdischen Dialogs: 1958 wurde er Vorstandsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Köln, in den 1960er und 1970er Jahren förderte er den israelisch-deutschen Jugendaustausch. Mit Heinrich Böll und anderen Intellektuellen gehörte er 1959 zu den Gründern der Kölner Spezialbibliothek Germania Judaica. Böll äußerte anlässlich der Eröffnung: »Über die Vorurteile der Vergangenheit aufklären heißt, gegen zukünftige Vorurteile immun machen. Auch sind zweitausend Jahre jüdischen Lebens der Erinnerung wert. Wenn diese Erinnerung gegenwärtig wird, ist neue Eintracht zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland möglich.«

1961 nach Israel zurückgekehrt, übernahm Zvi Asaria eine Stelle als Rabbiner in Savion, einer kleinen, erst 1955 für Neueinwanderer gegründeten Gemeinde bei Tel Aviv. 1966 wechselte er erneut nach Deutschland und amtierte bis 1970 als Landesrabbiner von Niedersachsen, war aber zugleich in israelischen Gemeinden tätig. 1979 veröffentlichte er eine umfangreiche Geschichte der Juden*Jüdinnen in Niedersachsen.

Seine Beziehungen zu den Gemeindevorständen waren oft konfliktreich, weil diese seine Unabhängigkeit nicht immer akzeptierten. Auch um seine Rentenansprüche musste er später mit ihnen streiten. Am Ende seiner Amtszeit in Hannover äußerte er Selbstzweifel: »Er weiß nur, dass es keine Taufen mehr gibt und keine Hochzeiten. Nur noch Beerdigungen. Seine Freunde in Israel fragen ihn manchmal: "Wie schaffst du das bloß, auf einem Friedhof zu leben?" (...) Heute ist ein Rabbi in Deutschland ein Rabbi für die christliche Welt.« (Hannoversche Presse, 31.10.1970)

Ab 1970 arbeitete er in israelischen Gedenkstätten (unter anderem im Beirat von Yad Vashem), Überlebenden-Verbänden und Bildungseinrichtungen mit, hielt aber kontinuierlich Kontakt nach Deutschland. Am 22. Mai 2002 starb er in Savion (Israel).

Zvi Asaria war somit ein Akteur auf faszinierend vielen Feldern, gab dem jüdischen Leben religiöse, militärische, pädagogische, soziale, kulturelle, diplomatische und politische Impulse. An der Universität Osnabrück entsteht derzeit eine Biografie. Unter anderem für die komplizierten Fragen, ob, warum und wie jüdisches Leben in Deutschland nach der Shoa möglich war und ist, sind Asaria-Helfgotts Erfahrungen und Wirken eine äußerst widersprüchliche und darum anregende Quelle.

Norbert Reichling

Walter Schiffer

Das Andenken verlängern.

Grabsteininschriften der jüdischen Displaced Persons auf dem Zelttheaterfriedhof in Bergen-Belsen

Lich 2017

Zvi Asaria

Wir sind Zeugen

Hannover 2003

Weitere Informationen:





15. Oktober 1721 - Erste Promotion eines Juden im Heiligen Römischen Reich



Im Jahr 1506 wurde in Frankfurt an der Oder als erste Universität in Brandenburg die Brandenburgische Universität Frankfurt gegründet. Diese Universität existierte zwar nur knappe 300 Jahre, da sie bereits 1811 mit der Universität Breslau vereinigt wurde, dennoch fallen in die Jahre ihrer Existenz einige Meilensteine jüdischer Geschichte im Heiligen Römischen Reich.

Während Juden in Italien bereits seit dem ausgehenden Mittelalter mit päpstlicher Erlaubnis studieren und promovieren durften, waren Juden im Reich diese Schritte jahrhundertelang verwehrt geblieben. Erst im April 1678 erlaubte der Kurfürst von Brandenburg erstmals zwei jungen Männern den Besuch der Universität Frankfurt.

Bei den beiden jüdischen Studenten handelte es sich um die aus Polen stammenden Tobias Kohen und Gabriel Moschides, die beide das Studium der Medizin aufnahmen. Dies wurde ihnen jedoch nur unter der Bedingung zugestanden, dass sie die deutsche Sprache lernen und bei Bedarf Hebräisch unterrichten würden. Die Zeit des Studiums in Frankfurt scheint für beide Männer nicht immer leicht gewesen zu sein, so berichtet Kohen beispielsweise in seinen Aufzeichnungen: »Wir wurden mehr an Schmähungen als an Ehre satt.« Im Anschluss an ihr Medizinstudium wechselten sie nach Padua in Italien, um dort 1638 ihre Promotion zu erlangen.

Nach dem Weggang von Kohen und Moschides wurde der nächste Jude, Salomon Liebmann aus Berlin, 1695 immatrikuliert, wiederum auf besonderen Befehl des Kurfürsten von Brandenburg. Bis zur Schließung der Universität Anfang des 19. Jahrhunderts haben rund 140 Juden in Frankfurt studiert.

Neben der Tatsache, dass die Brandenburgische Universität im Reich die erste war, die Juden zum Studium zuließ, war sie auch die erste, die die Promotion eines Juden genehmigte. Der aus Metz stammende Moses Salomon Gumpertz wurde hier vor 300 Jahren am 15. Oktober 1721 zum Doktor der Medizin promoviert, nachdem er im Juli des gleichen Jahres immatrikuliert worden war. Nachdem die Frankfurter Medizinische Fakultät König Friedrich Wilhelm I. um die Erteilung der Promotionserlaubnis gebeten hatte, übermittelte der

König im September seine Zustimmung: »Weil Ihr in Euren alleruntertänigsten Bericht von 10. dieses dem jüdischen Candidato Medicinae Moses Salomon Gumperts, wegen seiner Wissenschaft ein besonders gutes Zeugnis beileget, sonsten auch auf anderen Universitäten einige Juden zu Doctoren promoviret worden, so seind wir auch allergnädigst zufrieden, daß derselbe zum Doctore Medicinae kreiret wird.«

Bei Moses Salomon Gumpertz handelte es sich um den Sohn des bekannten Arztes Salomon Salman Gumpertz, der nach seiner Promotion in Leiden mehr als dreißig Jahre in Prag tätig gewesen war. Moses studierte zunächst ebenfalls in Leiden, fungierte dann als Assistent seines Vaters in Prag, wohin er im Anschluss an seine Promotion in Frankfurt auch wieder zurückkehrte. Nach dem Tod des Vaters 1728 wurde ihm schließlich auf kaiserlichen Befehl »das ledig stehende Physikat bei der Prager Judenschaft allergnädigst konferirt«. Dieses übte er bis zu seinem Tod am 11. Mai 1742 aus. Nach ihm wurden noch 28 jüdische Ärzte in Frankfurt promoviert.

Christina Schröder

Die weibliche Seite Gottes – eine Sonderausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt



Die Ausstellung wurde zuerst im Jüdischen Museum Hohenems gezeigt, ist bei Ihnen aber viel umfangreicher geworden. Wo haben Sie die Akzente gesetzt?

Die Ausstellung ist 2017 in Hohenems von den Kuratorinnen Dr. Felicitas Heimann-Jelinek und Dr. Michaela Feurstein-Prasser konzipiert worden. Für die Ausstellung in Frankfurt haben wir zusammen die Ausstellung um kunsthistorisch und kulturhistorisch wichtige Werke erweitert. Jedoch die Präsentation zeitgenössischer renommierter Künstler, die sich mit diesem Thema befasst haben, machten den größten Unterschied aus.

Gibt es ein Exponat, das Ihnen persönlich besonders wichtig ist? Warum?

Es gibt einige so schöne und seltene Objekte in der Ausstellung, dass es mir schwerfällt, nur eines zu nennen. Aber mir fällt eines ein, das mich doch sehr

Schalom: »Frau Dr. Atlan, in drei Sätzen, worum geht es in der Ausstellung Die weibliche Seite Gottes?«

Im Judentum, Christentum und Islam finden sich in den Gottesvorstellungen Spuren von weiblichen Elementen, diesen geht die Ausstellung nach: Wenn noch in der polytheistischen Welt des alten Orients weibliche Gottheiten weit verbreitet waren - wir zeigen einige archäologische Figurinen -, so wurden sie jedoch im 5. Jh. v.u.Z. weitestgehend verdrängt. Zum Beispiel in der hebräischen Bibel und den rabbinischen Auslegungsschriften wurde dem einzigen Gott eine weibliche Seite zugesprochen. Neben wertvollen und seltenen Manuskripten zeigen wir herausragende Madonnendarstellungen aus dem 15. Jahrhundert. Diesen gegenüber stehen Werke renommierter zeitgenössischer Künstler*innen.

Joan Snyder, Our Foremothers (Jewish New Year 5756), 1995, Mischtechnik, 61 × 86,4 cm, Courtesy of Joan Snyder



Maria Lassnig, Die Große Mutter, Öl auf Leinwand, 119x,5 × 89,5 cm, Museum Moderner Kunst Kärnten, Klagenfurt, Foto: F. Neumüller, ©Maria Lassnig Stiftung / VG Bild-Kunst Bonn, 2020



Amulett, Iran um 1920, Silber getrieben, graviert, gelötet, 11, 2 × 7,3 cm, **Courtesy The Gross Family Collection Trust**



überwältigt hat, als es mit der Kunstspedition geliefert wurde und wir es zusammen mit Restauratoren und dem Kunsthandling-Team auspackten: es ist das Gemälde »Schechina« (1999) von Anselm Kiefer. Es ist von seiner Darstellung, aber auch von seiner Materialität beeindruckend mit seinen aufgesteckten Sonnenblumen und einer echten Fischreuse, die wie ein Käfig wirkt.

Dies ist die erste Sonderausstellung im Neubau des Jüdischen Museums, wo Sie 2,5 Mal so viel Platz haben wie früher. Bereitet Ihnen das Kopfschmerzen?

Nein, ganz und gar nicht. Im Gegenteil, haben wir nun große und moderne Räume, die sich auf einen Hauptraum und zwei kleinere Räume verteilen. Eine variable Gestaltung ist möglich. Und wir können nun auch sehr großformatige Objekte ausstellen und können dank der modernen Technik auch hochsensible Objekte ausstellen.

Zu welchem Thema würden Sie gerne eine Ausstellung kuratieren, wenn Geld keine Rolle spielte?

Wenn Geld und personelle Kapazitäten keine Rolle spielten [lacht], würde ich gerne eine Ausstellung zum amerikanischen Abstrakten Expressionismus und dem Verhältnis zur London School kuratieren. Ich möchte hier der Frage nachgehen, welche Rolle die Eindrücke und/oder Erfahrungen des 2. Weltkrieges und der Shoah auf die jüdischen Künstler*innen und deren Werke in New York und im Gegensatz dazu in London gespielt haben.

Die Ausstellung aber, deren Idee ich hatte und die mich nicht weniger fasziniert, ist

die, an der ich zurzeit arbeite. Sie wird im Herbst 2022 gezeigt: Es ist die Wiederentdeckung von vier Frankfurter Künstlerinnen, die alle vor 1933 in der Frankfurter Kunstszene verwurzelt und etabliert waren, jedoch durch die NS-Verfolgung, ihre Flucht und, bei zweien von ihnen, durch ihre Ermordung in Vergessenheit gerieten. Es sind dies Erna Pinner, Rosy Lilienfeld, Ruth Cahn und Amalie Seckbach.

Welche Ausstellung zeigen Sie im Sommer?

Die nächste Sonderausstellung heißt »Unser Mut« und thematisiert jüdische Erfahrungen von Flucht und Vertreibung im Europa der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Dr. Eva Atlan, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Fragen: Kathrin Pieren

Tikkun Olam oder auch Reparatur der Welt



Schon vor vielen, vielen Jahren haben sich jüdische Gelehrte mit der Frage befasst, wie wir gemeinsam in Frieden leben können. Sie fragten sich: Was ist eine gute Tat? Wie können wir die Welt und einander achten? Was bedeutet Gerechtigkeit?

Auch heute gibt es Menschen, die sich diesen Fragen in der modernen Welt stellen. Im Mittelpunkt steht dabei, wie wir die Welt besser machen können: Die Reparatur der Welt. Es geht um den Umgang mit der Umwelt und darum, die Natur und alle Lebewesen zu schützen. Manche Juden verstehen unter Tikkun Olam noch mehr. Für sie bedeutet Tikkun Olam auch soziale Gerechtigkeit und das Ziel, dass alle Menschen in Frieden leben können.

Seit einigen Jahren gibt es in jüdischen Gemeinden den Mitzvah Day. Das ist ein Tag im Jahr, an dem alle aufgerufen sind, eine »Gute Tat« zu vollbringen. Alleine oder in der Gruppe wird z.B. in Altenheimen oder Jugendhäusern ausgeholfen, manche kochen Essen für Bedürftige oder kaufen für Nachbarn ein, die dies nicht mehr selbständig können.

Im Museum haben wir einen kleinen Teddybären ausgestellt, den Superbär, denn auch der Comic-Held Superman versucht die Welt besser zu machen. Aber du musst kein Superman oder keine Superwoman sein, um Gutes zu tun. Hast du eine Idee, wie du die Welt besser machen kannst? Wir freuen uns, wenn du uns deine Ideen schreibst oder malst und an Iernen@jmw-dorsten. de schickst. Unter allen Einsendungen verlosen wir einen tollen Büchergutschein für die Buchhandlung im Museum.

